Henry Dunbar.

Zweiter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

Mühlbach, Louise, Prinz Eugen der kleine Abbé 4 Bände. Geh. 3 Thlr.

Mühlbach, Louise, Prinz Eugen der edle Ritter. 4 Bde. Geh. 4 Thlr.

Müller, Otto, Erzählungen und Charakterbilder. 3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Pasqué, Ernst, Das Griesheimer Haus. Eine Jagd-, Wald- und Spuk-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Raabe, Wilh., Der Hungerpastor. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Rothenfels, E. v., An der Weichsel. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Schmid, Herman, Almenrausch und Edelweiß. Erzählungen aus dem bayrischen Hochgebirge. Mit illustrirtem Umschlag. 1 Thlr.

Schmid, Herman, Erzählungen aus Oberbayern. 2 Bände. Geh. $2^1/_4$ Thlr.

Schmid, Herman, Im Morgenroth. Eine Münchener Geschichte aus der Zeit Max Joseph III. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Schwartz, Marie Sophie, Gold und Name. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Jugenderinnerungen. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Smidt, Heinrich, Jan Blaufink. Ein Hamburger Roman mit einer Vorgeschichte: Die Comödie des Pfarrers. 2 Bde. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. Zweite neu durchgesehene und wohlfeile Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Durch Nacht zum Licht. Roman. Zweite, neu durchgesehene und wohlfeile Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Kleine Romane. 5 Bde. Geh. 5 Thlr. 15 Sgr.

Daraus einzeln:

- I. II. Auf der Düne. 2. Bde. Geh. 2 Thlr.
- III. Clara Vere. Geh. 1 Thlr.
- IV. In der zwölften Stunde. Geh. 1 Thlr.
- V. Röschen vom Hofe. Eleg. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Die von Hohenstein. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Spielhagen, Fr. Vermischte Schriften. 1 Bd. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt.

Vorwort: Ueber lyrische, dramatische und epische Poesie, mit besonderer Beziehung auf Goethe — Lyrik — Drama — Epos; der Humor; Dickens und Thackeray; Lyrische Poesie der Amerikaner — William Cullen Bryant; Octave Feuillet; die Liebe von J. Michelet; G. Freytag's Fabier.

Wachenhusen, Hans, Rouge et Noir. Roman. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

Henry Dunbar.

Die Geschichte eines Ausgestoßenen

von

M. E. Braddon,

Verfasserin von „Miß Audley's Geheimniß" u. m. A.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Vierzehntes Kapitel.

Margarethen's Reise.

Während diese Dinge in Winchester geschahen, erwartete Margarethe die Ankunft ihres Vaters. Sie wartete in Herzensangst, aber verzweifelte nicht an seiner Wiederkehr. Er hatte zwar versprochen, um zehn am gleichen Abend zu Haus zu sein, doch war er keineswegs ein Mensch, der immer seine Versprechungen hielt. Oft schon hatte er sie in ähnlicher Weise verlassen und war dann Tage und Wochen fortgeblieben.

Es lag also nichts Ungewöhnliches in seinem Ausbleiben, und wenn dem Mädchen das Herz weh that, so verursachte dies nicht die Vermuthung, daß der Vater nicht wiederkomme — vielmehr die Angst, welch' ehrloses Geschäft ihn so lange in Anspruch nehmen möchte.

Denn nun wußte sie, daß sein Leben ein ehrloses war. Sie wußte es aus seinem eigenen Munde. Nicht länger konnte sie ihn vertheidigen, wenn man Böses von ihm sagte; nein, fortan durfte sie nur versuchen, ihn zu entschuldigen.

Das arme Kind war stolz auf ihren Vater gewesen, — verworfen, wie er sein mochte; stolz auf seine gentlemännischen Formen, seine Klugheit, seine überlegene Erscheinung im Vergleich mit andern Männern seines Standes; und nun schnitt die Kenntniß von seiner fraglosen Schuld tief in ihre reine Seele. Sie beklagte ihn, sie suchte nach Milderungsgründen, und mit jedem Gedanken an den verbrecherischen Vater mischte sich die Erinnerung an Henry Dunbar und dessen schweres Unrecht.

„Wenn der Vater sündigte, Jener trägt die Schuld," dachte sie unaufhörlich.

Inzwischen wartete sie, der Himmel weiß es, wie qualvoll! auf sein Kommen. Eine Woche verstrich, eine zweite fing an, und noch war er nicht da; und während dieser Zeit kam das Mädchen mit von Angst gefoltertem Gemüth den ermüdenden Pflichten ihres täglichen Lebens nach. Wenn schon ihre Ge-

danken zuweilen von der Schülerin hinwegeilten, — die Augen blieben immer sorglich auf die Finger gerichtet, die zu bewachen sie verpflichtet war. Ihr Leben war hart gewesen; sie verstand besser, ihre Sorgen und ihre Noth zu verbergen, als Jemand, dem solche Last eine ungewohnte war. Nur sehr Wenige vermutheten, daß die ernste, junge Musiklehrerin noch ein besonderer Kummer quälte.

Einer erkannte deutlich ihre matte Stimmung, und das war Klement Austin, der freilich schon gelernt hatte, in ihrem Angesicht zu lesen. Er sah die Veränderung. Sie hörte wohl zu, wenn er von seinen Büchern, von ihrer Musik sprach; aber niemals mehr leuchtete sie in Freude darüber auf, und zuweilen hörte er sie während des Unterrichts seufzen.

Er fragte einmal, ob sie für irgend eine Sache seinen oder seiner Mutter Beistand brauchen könne, — doch dankte sie für die Güte, mit der er das Anerbieten machte, und sagte ihm, er könne ihr nicht helfen.

„Ich bin überzeugt, daß Etwas Ihr Gemüth belastet; halten Sie mich nicht für zudringlich und unbescheiden, aber ich bin es überzeugt.“

Margarethe schüttelte den Kopf.

„So irre ich mich?“ fragte er.

„Ja, wirklich. Ich habe keinen besonderen Kummer; nur etwas besorgt bin ich, weil mein Vater nun schon länger als eine Woche ausbleibt. Das ist indeß nichts Ungewohntes, er ist häufig abwesend; ich neige ein wenig zu thörichter Beunruhigung; wenn er kommt, wird er mich schelten, falls ich ihm gestehe, wie ich mich gequält.“

Am Abend des siebenundzwanzigsten August, als Margarethe die übliche Stunde ertheilt hatte, zögerte sie wie gewöhnlich, noch etwas im Gespräch mit Mrs. Austin, die eine ungewöhnliche Zuneigung für ihrer Enkelin Musiklehrerin gefaßt hatte, und mit Klement, dessen sommerliche Abendspaziergänge sonderbarerweise, wenn die Klavierstunde stattfand, unterlassen wurden. Man sprach von verschiedenen Dingen, und es war nur natürlich, daß endlich nach Anderem auch das Ereigniß zu Winchester erwähnt wurde.

„Sie hörten vermuthlich, Miß Wentworth, von dem furchtbaren Morde in Winchester, der so viel Aufsehen macht?“ fragte Mrs. Austin.

„Von einem Morde? nein, Mrs. Austin; ich

höre selten Derartiges, denn die Dame, bei der ich wohne, ist alt und taub. Sie kümmert sich äußerst wenig um das Treiben der Welt, und ich selbst lese die Zeitungen nicht."

„Aber Sie setzen mich in Erstaunen! Schon deshalb hätte ich geglaubt, daß alle Welt diese gräßliche Geschichte kenne, weil der reiche Herr Dunbar mit darin verwickelt ist."

„Herr Dunbar!" rief Margarethe mit großen Augen.

„Ja, Liebe, Herr Dunbar, der reiche Banquier. Da mein Sohn in dessen Geschäft angestellt ist, hat die Sache mich sehr interessirt. Dunbar's alter, vertrauter Diener wurde nämlich in Winchester ermordet gefunden, und anfänglich verdächtigte man den eigenen Herrn selbst, — obwohl das natürlich ganz lächerlich war; denn welchen denkbaren Grund könnte er haben, seinen alten Diener zu tödten? Nichtsdestoweniger fiel der Verdacht auf ihn, und irgend ein dummer Friedensrichter aus der Provinz ließ ihn verhaften. Vor acht Tagen hatte eine Untersuchung stattgefunden, deren Fortsetzung bis auf heute verschoben wurde. Erst morgen können wir deren Resultat erfahren."

Margarethe hörte dieses Alles mit bleicher, blasser Miene, und Clement sah die Veränderung, welche über ihr Antlitz hinzog.

„Mutter," sagte er, „Du solltest dem Fräulein dergleichen nicht erzählen, — sie sieht plötzlich ganz übel aus; nicht Jeder hat Nerven für solche Geschichten."

„Nein — nein," stammelte Margarethe, „ich will — ich muß hören. Sagen Sie mir den Namen des Gemordeten."

„Joseph Wilmot."

„Joseph Wilmot!" wiederholte sie langsam. Sie hatte ihren Vater immer nur als James Wentworth gekannt; aber was konnte wahrscheinlicher sein, als daß jener Name ein angenommener war.

„Ich will Ihnen eine Zeitung leihen," sagte Frau Austin gutmüthig, „wenn Sie wirklich die Einzelheiten dieses Falles zu kennen wünschen."

„Ich bitte Sie darum."

Mrs. Austin faltete eines der Wochenblätter zusammen und händigte sie Margarethe ein.

„Gieb ihr ein Glas Wein, Mama," rief Austin, sie scheint so angegriffen."

„Nein, nein,“ antwortete Margarethe, „genießen mag ich nichts, doch ich muß schnell nach Hause. Guten Abend, Mrs. Austin.“

Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch die Stimme versagte ihr; sonst schüttelte sie den Beiden zum Abschiede die Hand, doch heute eilte sie hinaus, ehe Frau Austin Zeit zu einer Frage fand. Clement folgte ihr in den Flur.

„Miß Wentworth,“ sagte er, „ich weiß es, Sie sind von irgend etwas sehr ergriffen. Ich bitte Sie, kommen Sie noch einmal hinein und bleiben Sie, bis Sie gefaßter sind.“

„Nein — nein — nein.“

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite.“

„O, nein, nein,“ rief sie, als der junge Mann ihr den Ausweg vertrat; „aus Barmherzigkeit, halten Sie mich nicht auf, Herr Austin; lassen Sie mich hinaus und folgen Sie mir nicht.“

Sie eilte an ihm vorüber. Er folgte ihr bis an die Pforte, und sah sie in der Dämmerung verschwinden; dann kehrte er tief bekümmert in's Wohnzimmer zurück.

„Ich habe kein Recht, ihr gegen ihren Wunsch

zu folgen," sagte er sich. „Sie hat mir das Recht, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen, nicht ertheilt."

Er warf sich in einen Stuhl, und nahm eine Zeitung; aber er las nicht sechs Zeilen, die Augen waren auf dem Blatt, die Gedanken bei Margarethe.

„Armes Mädchen," sagte er leise, „armes, einsames Geschöpf. Sie ist zu rein und zu schön für die harten Kämpfe in dieser Welt."

* * *

Margarethe verfolgte rasch die Straße, die sie nach Wendsworth führte. Sie hielt das Blatt fest an die Brust gedrückt, — es war vielleicht ihr Todesurtheil. Ohne ausgeruht, ohne den Schritt gemäßigt zu haben, erreichte sie die Godolphin-Straße und das kleine Wohnzimmer; dasselbe Gemach, in welchem ihr der Vater sein dunkles Leben enthüllt, in welchem sie sich geschworen, den Namen Henry Dunbar's nicht zu vergessen.

Im Hause war schon alles ruhig und still; denn die Besitzerin desselben hatte altmodische Gewohnheiten, und Margarethe mußte immer mit sich allein sein, wenn sie nach dem Dunkelwerden heimkam.

Sie zündete Licht an — und nahm das Blatt, — nicht lange durfte sie nach dem Gewünschten suchen:

„Der Mord zu Winchester und seine neuesten Einzelheiten."

Margarethe las die furchtbare Geschichte; zweimal las sie das Grausame, langsam und mit Ueberlegung. Ihre Augen waren thränenlos — im Herzen war kalter, verzweifelter Muth; dies einsame gequälte Herz, das wie ein Eisblock die Brust erfüllte.

„Ich gelobte den Namen Dunbars zu behalten," sagte sie finster, „jetzt habe ich noch bessern Grund dazu."

Sie hatte nicht einen Augenblick gezweifelt, — gleich anfänglich hatte sie nur einen Gedanken gehabt, und dieser Gedanke war die Ueberzeugung, ihr Vater sei von seinem früheren Gebieter ermordet worden. — Der Bericht meldete, wie der Unglückliche am Nachmittage des sechzehnten August auf dem Bahnhofe seinen Bruder getroffen habe. Dies war der gleiche Nachmittag, an welchem James die Tochter verlassen hatte, um nach London zu fahren.

Er hatte seinen alten Herrn angetroffen — den

Mann, der ihn so bitter gekränkt, den kaltherzigen Schurken, der ihn so grausam verrieth! Vielleicht war er maßlos gewesen — vielleicht hatte er Henry Dunbar gedroht: und dann — dann hatte der reiche Mann, wie in der Jugend so im Alter verrätherisch und herzlos, den Diener durch erheuchelte Freundschaft getäuscht, hatte ihn an einsamen Ort gelockt und ihn dort ermordet, um mit diesem Opfer alle bösen Geheimnisse der Vergangenheit zu begraben.

Was den Raub der Kleider — das geleerte Taschenbuch anbetrifft — dies natürlich gehörte in Dunbar's fein geschmiedeten Plan.

Das Mädchen faltete das Blatt zusammen, und barg es in den Falten des Kleides; es war ein sonderbares Schriftstück, um auf einer jungfräulichen Brust zu ruhen! und in dieser Brust schmerzte es kalt und stechend, wie Todespein.

Margarethe nahm ihr Licht und ging in das zierlich gehaltene Hinterzimmer, welches ihr Vater zum Schlafen benutzte. Hier stand ein alter Koffer — ein abgenutztes, verwüstetes Ding, um den ein Seil geschlungen war; sie löste den Knoten mühsam mit den feinen Fingern und schlug den Deckel auf.

Es fanden sich vertragene, schlechte Kleidungsstücke darin, — verknüllt und voller Staub, — lose durcheinander geworfen; zerbrochene Meerschaumköpfe; alte vergilbte Zeitungen, in denen mit eben so verblaßter Tinte hier und da einzelne Stellen angestrichen waren. Ein gewisser Geruch, der aus diesem verkommenen Schutt aufstieg — diesem Unkraut, welches der große Ocean Zeit an das Ufer der Gegenwart spült — bekundete die Nachbarschaft von Mäusen; endlich lagen auf dem Boden des Koffers unter verlorenen Cigarrenenden und Papierstücken aller Art, einige Briefe.

Margarethe las diese zusammen, und prüfte sie. Drei derselben — verblaßt und in Fetzen — waren an „Joseph Wilmot," nach den Norfolkinseln in zierlicher Kaufmannshand geschrieben. Diese Adresse war von furchtbarer Bedeutung. Margarethe legte den Kopf auf die Kniee und weinte laut.

„Er war sehr verderbt, und hatte ein langes Leben voll Reue nöthig;" dachte sie, „nun ist er ermordet, und von Henry Dunbar!"

Es kam auch nicht ein Schatten von Zweifel in ihren Sinn. Sie hielt den schließenden Beweis der

Identität Joseph Wilmot's und ihres Vaters in Händen, und dieser schien ihr genügendes Zeugniß dafür, daß Dunbar der Thäter war. Joseph war einst von ihm beleidigt worden und würde jetzt die Macht gehabt haben, sich zu rächen, — er hatte beschlossen, sich des alten Mitschuldigen — dieses gefährlichen Zeugen der Vergangenheit zu entledigen.

So war Margarethen's Folgerung. Daß jenes Verbrechen ein gemeiner Raubmord, — von einem Elenden, um schmutzig-erbärmliche Beute vollzogen, — sein könne, fiel ihr gar nicht ein. Dies mochten Andere denken, die nicht die Kenntniß von des Todten Vergangenheit hatten.

Am nächsten Morgen verließ sie mit Tagesanbruch das Haus, nachdem sie der mit ihr wohnenden Dame nur eine sehr kurze Erklärung ihrer Abreise gegeben. Sie nahm den ersten Zug nach Winchester, und langte dort zwei Stunden vor Mittag an. Ihre ganze Baarschaft führte sie mit sich, sonst nichts; für die eigenen Bedürfnisse hatte sie keine Gedanken gehabt. Es war ein schauerlicher Gang, den sie machte: sie wollte aussagen, was sie wußte, und Zeugniß ablegen gegen Henry Dunbar.

Der Bahnbeamte, an den sie sich in Winchester wandte, behandelte sie höflich und gutmüthig. Die blasse Schönheit ihres sinnigen Gesichts gewann ihr Freunde, wo sie sich hinwendete. Für mopsnasiges Verdienst und rothhaarige Tugend ist es allerdings hart, daß ein griechisches Profil mit dunklen Flechten solch' ein Empfehlungsbrief sind; aber die menschliche Natur ist schwach, — und während die Schönheit geradeswegs das Auge des Frivolen erobert, muß der Weise es übernehmen, das Verdienst zu schätzen.

„Wenn ich irgend etwas für Sie thun kann, Miß," sagte der Beamte höflich, „es würde mich sicherlich glücklich machen —"

„Ich möchte etwas über diesen Mord erfahren," erwiderte sie mit leiser, bebender Stimme, „der hier in Winchester —

„Ja wohl, Miß, Jedermann spricht davon. Ein höchst unerklärlicher Fall! Aber," rief der Beamte in plötzlicher Heiterkeit. „Sie sind kein Zeuge, nicht wahr? Sie wissen davon nichts?"

Er war durch die bloße Vorstellung, daß dieses schöne Mädchen etwas aufzuklären habe, und daß ihm das Privilegium werden könne, sie bei seinen Mit-

bürgern einzuführen, ganz aufgeregt. Jemand zu kennen, der über den Mord etwas Besonderes zu sagen hatte, hieß eine distinguirte Stellung in Winchester einnehmen.

„Ja," sagte Margarethe, „ich will gegen Henry Dunbar zeugen."

Der Beamte fuhr auf und schien erstarrt. „Zeugniß gegen Herrn Dunbar, Miß? Nun, der ist gestern der Haft entlassen und wird diesen Abend mit dem Schnellzug nach London gehen; hier in Winchester ist Alles empört über die schändliche Art, mit der man ihn behandelte. Wahrhaftig, nach dem, was bis jetzt herausgekommen, war es ebenso gut, Herrn Dunbar zu verdächtigen, als etwa mich. Wenn Sie aber etwas gegen ihn wissen, das ändert natürlich die Sache; und es ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, Miß, augenblicklich auf das Gericht zu gehen und Anzeige zu machen."

Der Mann war sehr befriedigt, ungeahntes Ansehen winkte ihm plötzlich entgegen.

„Warten Sie ein wenig, Miß," sagte er, „ich will mir Erlaubniß holen, Sie begleiten zu dürfen; allein finden Sie den Weg nicht. Der nächste Zug geht erst um zwölf. Ich bin hier entbehrlich."

Er eilte hinweg, setzte einem höheren Beamten die Sache auseinander und kehrte mit dem erbetenen Urlaub zu Margarethe zurück.

„Nun kommen Sie, Miß, ich führe Sie nach Herrn Westhorpe's Haus. Sir Arden Westhorpe ist der Herr, welcher diese Sache zu leiten hat."

Auf dem Wege durch die Seitenstraßen der ruhigen Stadt, hätte der Mann gern von Margarethe herausbekommen, was irgend sie mitzutheilen vermochte. Aber das Mädchen wollte nichts offenbaren und blieb nur dabei, sie werde gegen Dunbar zeugen.

Er dagegen war sehr mittheilend. Er erzählte seiner Begleiterin, was in dem vertagten Verhör sich zugetragen.

„Es gab vielen Beifall, als man Herrn Dunbar für frei erklärte; aber Sir Arden verbat sich dies; es sei kein Grund für Freudengeschrei, oder sonst etwas, als Bedauern, daß solche schauderhafte That geschehen sei und der grausame Verbrecher entrinnen solle."

Sie hatten jetzt Sir Arden's Haus erreicht. Obwohl es in einer abgelegenen Straße lag, war es dennoch ein schönes Gebäude; ein ernsthafter Diener ließ Margarethe in die eichengetäfelte Vorhalle treten.

Man würde ihr vielleicht Schwierigkeiten gemacht haben, Sir Arden zu sprechen, wenn nicht der Beamte sofort ihre Angelegenheit auseinandergesetzt hätte. Aber der Name des Gemordeten war ein Geleitsbrief, und sie wurde ohne Zögern in ein Zimmer geführt, das, mit Bücherfächern wie ausgefüttert, sich nach einen altmodischen Garten öffnete.

Hier saß Sir Arden schreibend; ein ältlicher Mann, mit grauem Haar und Bart, und etwas strenger Miene. Aber er war ein guter und ein gerechter Mann, und wäre Henry Dunbar Kaiser von Europa gewesen, Sir Arden würde ihn zur Untersuchung gezogen haben, wenn Grund dazu vorlag.

Margarethe war durch die Gegenwart des Friedensrichters durchaus nicht verlegen gemacht; sie hatte nur eines im Sinn, den Gedanken an das dem Vater zugefügte Unrecht, und sie hätte in eines Königs Gegenwart frei geredet.

„Ich hoffe, Herr, daß ich nicht zu spät komme. Wie ich höre, ist Herr Dunbar der Haft entlassen; aber ich komme, hoffe ich, nicht zu spät, um Zeugniß gegen ihn abzulegen.“

Der Gerichtsherr blickte mit Erstaunen auf.

„Dies hängt von Umständen ab," sagte er, „das heißt von der Art des Berichts, den Sie zu machen haben."

Er rief den Sekretair aus dem anstoßenden Zimmer herbei, und ließ des Mädchens Aussage niederschreiben.

Aber als Margarethe erzählt hatte, was sie wußte, schüttelte er zweifelnd den Kopf. Was dem erregten Mädchen ein positiver Beweis von Dunbar's Schuld erschien, war wenig, als der Sekretair es in geschäftsmäßiger Form zu Papier gebracht.

„Sie wissen, daß Ihr unglücklicher Vater durch Herrn Dunbar beleidigt wurde, und glauben, daß er Jenem nachtheilige Geheimnisse bewahrte; aber Sie kennen diese Geheimnisse nicht. Mein armes Kind! unmöglich kann ich auf solch' Zeugniß hin in der Sache etwas thun. Die Polizei ist thätig. Dieser Fall wird, glauben Sie mir, nicht ohne die genaueste Nachforschung bei Seite gelegt. Ich werde Sorge tragen, daß Ihr Bericht dem Beamten zu Händen komme, der mit der Leitung dieser Sache beauftragt ist. Wir müssen warten — wir müssen warten. Ich kann nicht glauben, daß Henry Dunbar dieser furcht-

baren That schuldig sei. Er ist reich genug, das Schweigen Ihres Vaters erkaufen zu können, wenn er dessen Aussagen zu fürchten Grund hatte. Geld ist ein mächtiger Geschäftsträger und kann fast Alles erstehen. Es ist selten, daß ein Mensch, der über unbegrenzten Reichthum zu verfügen hat, sich gedrängt findet, einen Akt der Gewalt auszuüben."

Der Gerichtsherr las Margarethens Aussage laut vor, und diese unterzeichnete in Gegenwart des Sekretairs; sie zeichnete mit ihres Vaters wirklichem Namen, — den sie nie vor diesem Tage geschrieben hatte. Dann, als sie dem Herrn die Adresse ihrer Wohnung in Wendsworth gegeben, bot sie ihm guten Morgen und trat auf die unbekannte Straße hinaus.

Nichts von dem, was Sir Arden gesagt, hatte die bei ihr festgewurzelte Ueberzeugung von Henry Dunbar's Schuld abschwächen können. Sie ging eine Strecke weit, ohne zu wissen wohin; dann hielt sie plötzlich inne, ihr Antlitz leuchtete auf, die Augen blitzten, ein unheimliches Lächeln flog über ihre Züge.

Ich gehe zu Henry Dunbar;" sagte sie sich, „da das Gesetz mir nicht helfen will; ich gehe zu

meines Vaters Mörder. Sicherlich muß er erzittern, wenn er hört, daß sein Opfer eine Tochter hinterließ, die nicht Tag, nicht Nacht ruhen wird, bis sie Gerechtigkeit sieht."

Sir Arden hatte das Hotel genannt, in welchem Dunbar wohnte; so bat Margarethe den ersten Vorübergehenden, sie nach dem „George" zu weisen.

Sie fand an der Thür einen unthätigen Kellner.

„Ich wünsche Herrn Dunbar zu sehen," sagte sie.

Der Mann sah sie mit beträchtlichem Erstaunen an.

„Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß Herr Dunbar Sie annehmen wird, Miß," sagte er, „aber wenn Sie's wünschen, werde ich Sie melden. Ihr Name?"

„Mein Name ist Margarethe Wilmot."

„Wilmot!" rief er, „eine Verwandte des —"

„Ich bin Joseph Wilmot's Tochter; antwortete Margarethe ruhig. „Sie mögen das Herrn Dunbar sagen, wenn Sie wollen."

„Ja, Miß; das will ich. Guter Himmel, — Sie können alles Mögliche von mir verlangen,

Miß. Herr Dunbar kann füglich Sie nicht abweisen, dächte ich.“

Der Kellner ging hinauf und wendete sich nach ihr zurück. Er schien zu meinen, daß des Gemordeten Kind in einer oder anderer Weise sich von andern Frauen unterscheiden müsse.

Fünfzehntes Kapitel.

Vereitelt.

Herr Dunbar lehnte in luxuriösen Polstern — ein Zeitungsblatt auf den Knieen. Arthur Lovell war noch bei ihm geblieben, während Herr Balderby am vorhergehenden Abend nach London zurückgekehrt war.

Der Banquier sah in Folge der erlittenen Haft sehr angegriffen aus. Ein Jeder mußte den Wechsel bemerken, der während dieser letzten zehn Tage mit seiner Erscheinung vorgegangen. Er war sehr blaß, um die Augen dunkelrothe Ringe, die Augen selber unnatürlich leuchtend, und der Mund, dieser beredteste Gesichtstheil, dessen Ausdruck Niemand ganz beherrschen kann, verrieth, daß Dunbar gelitten hatte.

Arthur war im Dienst seines Klienten unermüdlich gewesen, — nicht aus Zuneigung, vielmehr immer nur mit dem Gedanken, daß er für Laura arbeite. Dunbar war erst am vorhergehenden Abend nach langem und ermüdendem Zeugenverhör der Haft entlassen worden. Er hatte lange geschlafen und eben erst sein Frühstück beendet, als der Kellner mit Margarethens Meldung eintrat.

„Eine junge Dame wünscht sie zu sprechen, Herr," sagte er achtungsvoll.

„Eine junge Dame!" rief Dunbar ungeduldig. „Ich nehme Keine an; was kann ein junges Mädchen von mir wollen?"

„Sie wünscht angelegentlich Sie zu sprechen, Herr. Ihr Name ist Margarethe Wilmot, und sie sagt, sie sei die Tochter —"

Die kränkliche Blässe Dunbars verwandelte sich in aschiges Grau, und Arthur bemerkte dies. Es war das erste Mal, daß er in den Zügen oder der Weise Dunbars ein Zeichen von Furcht erblickte.

„Ich mag sie nicht sehen!" rief der Banquier. „Ich hörte Wilmot nie von einer Tochter reden.

Dies Mädchen ist eine freche Betrügerin, die Geld von mir erpressen will. Ich will sie nicht sehen, schicken Sie sie fort!"

Der Kellner zögerte.

„Sie hat ein sehr anständiges Aussehen, Herr," sagte er; „sie erscheint nicht wie eine Betrügerin."

„Schon möglich!" antwortete Dunbar hochmüthig. „Dennoch ist sie trotz alledem eine. Joseph Wilmot hatte meines Wissens keine Tochter. Bitte, verschonen Sie mich mit der Geschichte! Ich habe um dieses Menschen Tod nun wirklich ganz genug gelitten."

Er sank in seinen Stuhl zurück und suchte durch das Zeitungsblatt sein Gesicht zu verbergen.

„Soll ich etwa mit dem Mädchen reden?" fragte Arthur Lovell.

„Unter keiner Bedingung! Das Mädchen ist eine Abenteurerin. Sie soll fortgeschickt werden."

Der Kellner verließ das Zimmer.

„Verzeihen Sie mir, Herr Dunbar," sagte der junge Mann; „aber wenn Sie mir, als Ihrem gerichtlichen Rathgeber, in dieser Angelegenheit eine

Meinung erlauben wollen, dann würde ich Ihnen anempfehlen, das Mädchen zu sehen."

„Warum?"

„Weil in einem Ort wie dieser, die Leute notorische Schwätzer und Skandalmacher sind. Wenn Sie sich weigern, das Mädchen, das sich doch nun einmal Joseph Wilmot's Tochter nennt, zu empfangen, würde man sagen —"

„Was würde man sagen?"

„Würde man folgern, daß Sie einen bestimmten Grund zu dieser Weigerung haben."

„Wirklich, Herr Lovell? Von mir selbst ist also gar nicht die Rede; — nachdem ich durch diese Geschichte fast zu Tode gehetzt bin, soll ich auch noch jeder Herumtreiberin, der es beliebt, mit dem Namen des Gemordeten Geschäfte zu machen, Rede stehen — nur damit ich die Mäuler der guten Bewohner Winchesters zum Schweigen bringe? Sie müssen wissen, mein Bester, daß ich völlig gleichgültig gegen Alles bin, was man von mir sagen mag; und daß ich nur für mein eigenes Behagen zu sorgen denke. Wenn es den Leuten gefällig ist, mich für den Mörder meines alten Dieners zu halten, so sollen sie es

ja thun. Ich werde mich nicht darum bemühen, sie auf andere Gedanken zu bringen."

Der Kellner trat jetzt wieder ein.

„Die junge Dame besteht darauf, Sie sprechen zu wollen, Herr. Sie sagt, wenn Sie sich noch weigerten, werde sie an der Thür des Hauses Ihr Heraustreten abwarten. Der Wirth hat mit ihr geredet, doch hilft Alles nichts, sie ist das entschiedenste junge Frauenzimmer, das ich jemals sah."

Herrn Dunbar's Gesicht war noch durch das Papier verdeckt. Es währte einige Augenblicke bis zu seiner Antwort.

„Lovell, vielleicht wäre es gut, Sie redeten mit dieser Person. Suchen Sie herauszubekommen, ob sie wirklich mit dem unglücklichen Manne verwandt ist. Hier ist meine Börse. Geben Sie ihr so viel, als Sie für gut finden. Wenn sie Wilmot's Tochter ist, würde ich sie natürlich gern gehörig versorgt sehen. Sprechen Sie mit ihr hiervon. Sagen Sie ihr, daß ich bereitwillig ein Jahrgehalt für sie aussetze, wenn sie nur mir selbst nicht weiter lästig werden wolle. Doch, Lovell, erinnern sie sich, was ich gebe, darf nicht etwa wie eine Bestechung angesehen werden.

Wenn sie schlecht von mir sprechen und denken will, so hat sie ja die Freiheit dazu. Ich fürchte mich weder vor ihr, noch vor irgend Jemand sonst."

Arthur nahm des Millionärs Börse und ging mit dem Kellner hinunter. Er fand Margarethe in dem Flur; in ihrem Wesen war keine Ungeduld, keine Heftigkeit; aber ihr fester, stetiger, entschlossener Blick sagte ihm, daß dieses Mädchen durch Dunbar's Verleugnen sich nicht leicht werde bei Seite schieben lassen.

Er geleitete sie in ein nebenliegendes kleines Wohnzimmer und verschloß hinter sich die Thür. Der enttäuschte Kellner machte sich am Schlüsselloch einiges zu schaffen, doch das Hotel George war fest gebaut und Horchen blieb dort ohne Resultate.

„Sie wünschen Herrn Dunbar zu sprechen?" fragte Arthur.

„Ja, Herr!"

„Er ist von dem gestrigen Tage sehr angegriffen, und lehnt es ab, Sie zu sehen. Aus welchem Grunde sind Sie damit so dringend?"

„Das werde ich Herrn Dunbar selbst sagen."

„Sie sind wirklich die Tochter Joseph Wilmot's?

Herr Dunbar bezweifelt, daß dieser je eine Tochte gehabt."

„Das kann sein. Er mag bis zu diesem Augenblick nichts von meiner Existenz gewußt haben. — Erst am gestrigen Abend erfuhr ich das Geschehene."

Sie hielt etwas inne, wie halb erstickt von unterdrücktem Weinen, doch bald erlangte sie ihre Selbstbeherrschung wieder, und sie fuhr langsam und überlegt, die klaren braunen Augen ernst auf den jungen Mann geheftet, zu reden fort: „Ich wußte bis gestern nicht, daß meines Vaters Name Wilmot sei; er trug einen falschen; nachdem ich nun von dem Morde gehört, durchsuchte ich seine alten Sachen und fand dieses."

Sie händigte hierbei dem Advokaten jenen nach den Norfolkinseln gerichteten Brief ein. „Lesen Sie das; Sie werden daraus ersehen, wie Herr Dunbar gegen meinen Vater gesündigt hat."

Arthur faltete das vergilbte, vor fünfundzwanzig Jahren geschriebene Blatt auseinander. Margarethe wies auf eine Stelle.

„Deine Erbitterung gegen Henry Dunbar ist mir sehr quälend, theurer Joseph; doch sehe ich ein,

wie dieser Haß begreiflich ist. Ich weiß es ja, daß er den ersten Grund zu Deinem Verderben legte, und daß ohne ihn Dein Lebensloos wohl ein ganz anderes geworden wäre. Vergieb ihm, suche zu vergessen, wenn das Verzeihen Dir so schwer ist. Sprich nicht von Rache. Die Enthüllung des Geheimnisses mit den falschen Wechseln würde nicht blos über ihn, würde auch über Vater und Onkel Unehre bringen. Sie sind Beide gute, ehrenwerthe Menschen, und ich glaube, die Scham würde sie tödten. Denke daran, und bewahre das Geheimniß dieser häßlichen Geschichte."

Arthur's Gesicht wurde beim Lesen dieser Zeilen furchtbar ernst. Er hatte die Fälschungs-Angelegenheit wohl andeuten hören, aber nie Einzelheiten erfahren. Er hatte sie für übertriebenen Lärm angesehen, der ungerecht aus irgend einer kleinen Jugendthorheit, irgend welcher unbezahlten Ehrenschuld emporgewachsen war. Aber hier, in der Handschrift des verstorbenen Klerk, lag die Beglaubigung des schlimmen Märchens. Diese wenigen Zeilen in Sampson's Brief deuteten auf einen „Beweggrund."

Der junge Mann fiel in einen Stuhl und starrte

schweigend auf das Blatt. Er mochte Dunbar nicht. Sein großmüthiges junges Herz, das Laura's Vater liebevoll entgegenschlug, hatte sich gleich bei dem ersten Begegnen mit dem reichen Mann enttäuscht und erkältet zusammengezogen. Dennoch war er nach dem sorgfältigsten Prüfen aller Zeugen-Aussagen zu dem Schluß gekommen, daß der Banquier an Joseph's Tode unschuldig sei. Aber nun sah er Alles in neuem Lichte. Sampson's Brief verrieth genau einen Beweggrund. Die beiden Männer waren zusammen nach jenem schweigenden Wäldchen gegangen — der Diener hatte dem Herrn gedroht, sie waren in Streit gerathen, und —

Nein! schwerlich konnte die That auf diese Weise geschehen sein. Der Mörder war mit dem grausamen Seil versehen gewesen, und hatte heimtückisch verstohlen sein Opfer überschlichen. Es war kein gewöhnlicher Mord: der Strick mit der verrätherischen Zugschlinge erinnerte dunkel an orientalische Sitte.

Dann aber sprach auf der andern Seite immer ein Umstand zu Dunbar's Gunsten. Der Raub der Kleidungsstücke. Denn, wie schnell er auch, um die Späher der Gerechtigkeit auf falsche Fährte zu bringen,

das Taschenbuch seines Inhalts berauben und leer liegen lassen konnte, daß er bei hellem Tageslicht lange genug hätte verweilen sollen, um seinem Opfer die Kleider abzustreifen, war sehr unwahrscheinlich, — war gar nicht möglich.

Alle diese Gedanken zogen durch Arthur's Sinn, während er so auf den alten verkommenen Brief blickte. Margarethe beobachtete ihn forschend. Sie sah Zweifel, Schrecken, Unentschiedenheit in seinem schönen Gesicht kämpfen.

Aber der Advokat fühlte, daß es ihm Pflicht sei, im Interesse seines Klienten zu handeln, wie schwere Zweifel auch im Innern aufsteigen mochten. Nichts als die Ueberzeugung von Dunbars Schuld konnte es rechtfertigen, wenn er ihn verließ; und er war nicht überzeugt, er war nur wie geschlagen von dem ersten furchtbaren Geflüster des Zweifels.

„Herr Dunbar weigert sich, Sie zu sprechen," sagte er zu Margarethe, „und ich sehe auch wirklich nicht ein, wozu eine Unterredung zwischen Ihnen gut wäre. Indessen ist er sehr bereit, falls Sie Mangel leiden, Sie zu unterstützen, — sogar Sie dauernd zu unterstützen, wenn Sie es verlangen."

Er öffnete während des Redens Dunbars Börse, aber das Mädchen erhob sich mit eisiger Verachtung in ihrem blassen Angesicht.

„Lieber schliche ich von Thür zu Thür und bettelte mein Brot von den hartherzigsten Fremden in dieser grausigen Welt, — lieber wollte ich der langsam kriechenden Qual des Hungertodes erliegen, als Hülfe von Henry Dunbar annehmen. Durch keine Macht der Welt empfange ich einen Sixpence aus dieses Mannes Hand."

„Warum nicht?"

„Sie wissen es warum. Ich sehe dieses Wissen in Ihren Mienen. Sagen Sie Herrn Dunbar, daß ich an der Schwelle dieses Hauses warten werde, bis er herauskömmt. Ich warte, bis ich todt niederfalle."

Arthur kehrte zu seinem Klienten zurück und berichtete Margarethens Worte.

Dunbar ging mit finster hängendem Kopf auf und nieder.

„Beim Himmel," rief er ärgerlich. „Die Polizei soll mir die Person fortschaffen, wenn —"

„Ich möchte Ihnen auf's Ernstlichste rathen, sie

zu sehen," bat Lovell; „wenn sie in diesem Gemüthszustand fortgeht, wird sie furchtbaren Skandal über Sie ausstreuen. Ihre Weigerung wird den Verdacht unterstützen, welchen —"

„Was!" rief Dunbar; „sie wagt es, mich zu verdächtigen?"

„Ich fürchte es."

„Sagte sie Derartiges?"

„Nicht in klaren Worten; aber ihr Benehmen verrieth Mißtrauen. Es ist nicht zu erstaunen, wenn das Mädchen unvernünftig ist; ihres Vaters erbarmungsvolles Schicksal muß sie zerschmettert haben."

„Boten Sie ihr Geld?"

„Das that ich."

„Sie wollte es nicht?"

Dunbar stampfte mit den Füßen.

„Wenn es denn sein muß, will ich dies zudringliche Geschöpf anhören. Aber nicht heute, heute muß und will ich Ruhe haben. Sie soll morgen früh um zehn Uhr wiederkommen."

Arthur brachte Margarethen diese Botschaft. Das Mädchen sah ihn ernst und fragend an.

„Sie täuschen mich nicht?" sagte sie.

„Nein, sicher nicht."

„Herr Dunbar sagte das?"

„Gewiß."

„Dann werde ich gehen. Aber daß er es nicht versuche, mich zu betrügen; denn ich würde ihm bis an's Ende der Welt folgen. Es kommt mir wenig darauf an, wohin ich gehe, um den Mann zu finden, der meinen Vater mordete."

Sie ging langsam fort, hinüber zu dem Platz der Kathedrale und dann die Wiesen hinab nach der Stelle, wo man den Todten gefunden.

Es war ein trüber, nebliger Tag, und in den nassen Aesten der Bäume wehklagte leise der Wind. Von den sich schon herbstlich färbenden Blättern tropfte der Regen in den Bach hinab, aus dessen seichtem Gewässer das blasse Todtengesicht zum mond-erleuchteten Himmel emporgestarrt hatte.

Nachmittag nahm sie dann ihren Weg nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Kirchhofe, wo ein frischer Hügel des Unglücklichen Grab kennzeichnete.

Pünktlich zu der von Dunbar ihr bestimmten Stunde erschien sie am folgenden Morgen in dessen Hotel. Sie hatte in einem kleinen Gasthofe der Vor-

stadt die elendeste Nacht verbracht; in schwankendem Traum war ihr die bevorstehende Begegnung unter den wunderlichsten Formen erschienen: fortwährend hatte sie den reichen Mann angetroffen, jedoch immer an unerwarteter Stelle, und hatte es nie erlangen können, sein stets verhülltes Gesicht zu sehen.

In der Thür des Hotels stand wie gestern in derselben Stellung derselbe Kellner. Er erkannte Margarethe, als sie sich näherte, mit Erstaunen.

„Sie sind also noch nicht fort, Miß?" rief er.

„Fort! nein. Ich blieb um Herrn Dunbar zu sprechen."

„Nun, das ist sonderbar; hatte er denn schließlich darein gewilligt?"

„Ja, er versprach mich diesen Morgen um zehn zu empfangen."

„Das ist aber höchst sonderbar!"

„Warum?" fragte Margarethe ängstlich.

„Weil Herr Dunbar und sein junger Begleiter gestern Abend mit Sack und Pack abgereist sind.

Margarethe gab kein Zeichen von Erstaunen oder Entrüstung. Sie wendete sich ruhig ab, und ging noch einmal nach Sir Arden's Haus. Sie erzählte

diesem den eingetretenen Fall, und ihr Bericht wurde, wie am vorhergehenden Tage, niedergeschrieben und unterzeichnet.

„Herr Dunbar ist meines Vaters Mörder,“ sagte sie hierauf, „und er fürchtet sich, mich zu sehen.“

Der Baronet schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Nein, nein, meine Liebe, das müssen Sie nicht sagen; ich gestatte Ihnen nicht, solche Behauptungen aufzustellen. Oft zeugen die Umstände gegen schuldlose Menschen. Wenn Herr Dunbar irgendwie mit der Sache zu thun hätte, würde er Sie gerade haben vor sich kommen lassen, um Ihren Verdacht abzulenken. Seine Weigerung, Sie zu sehen, ist nur das Verfahren eines selbstischen Menschen, der schon viel Unbequemlichkeit durch diese Geschichte erlitt und nun die Aufregung einer tragischen Scene fürchtet.“

Sechszehntes Kapitel.

Ist's Liebe oder Furcht.

Henry Dunbar und Arthur Lovell waren für die Nacht nach ihrer Ankunft in London in dem gleichen Hotel abgestiegen; denn der Banquier hatte seine Tochter nach Mitternacht nicht mehr aufstören wollen.

Hierin wenigstens erschien er rücksichtsvoll. Arthur hatte Alles, was in seiner Macht stand, aufgeboten, des Banquiers plötzliche Abreise und damit dessen Wortbrüchigkeit gegen Margarethe zu verhindern. Dunbar blieb entschlossen und der junge Mann hatte keine Wahl. Wenn Jener, trotz all' seiner Gegenreden, etwas Unehrenhaftes zu thun für gut fand, so war dies natürlich nicht seine Sache. Für sich selbst ging er nur zu gern nach London zurück. Dort

war Laura Dunbar, — war das Paradies in des jungen Thoren Meinung.

Am nächsten Morgen frühstückten die Beiden in ihrem gemeinschaftlichen Wohnzimmer. In dem hellen Sonnenschein war selbst London freundlich. Dunbar stand am Fenster und schaute eine der neuen Straßen des West=Endes hinab, während man das Frühstück auftrug.

„Sie müssen London sehr verändert und verschönert finden. Diese Straße, zum Beispiel, ist seit etwa sechs Jahren entstanden," sagte Arthur.

„O ja, es ist wahr, hier waren früher grüne Felder."

Sie setzten sich. Dunbar war zerstreut und aß wenig. Nachdem er eine Tasse Thee genommen, zog er Laura's Miniaturbild hervor, und betrachtete es schweigend, dann reichte er es Arthur.

„Meine Tochter muß sehr schön sein, wenn dies ähnlich ist; halten Sie sie für getroffen?"

„Ja," sagte der junge Mann mit zärtlichem Lächeln, „es gleicht ihr sehr — nur —"

„Nur was?"

„Das Bild ist nicht lieblich genug."

„Wirklich! und es ist doch schon sehr schön. Sie ist wie ihre Mutter."

„Ich hörte Ihren Vater sagen, daß der untere Theil von Miß Laura's Gesicht, — der Mund und das Kinn, ihn an Sie erinnerten. Ich gestehe aber, daß ich diese Aehnlichkeit nicht finden kann."

„Das glaube ich gern," sagte der Banquier nachlässig. „Sie sollten der Zeit, und dem Jagen und Plagen eines Lebens in Kalkutta was zugestehn, mein lieber Lovell. Ich meine, Mund und Kinn müssen bei mir von härterem, strengerem Charakter sein, als in Laura's Gesicht."

Ueber dieses Thema wurde nichts Weiteres geredet, allmälig rüstete Dunbar sich, und ging nach der Thür.

„Sie kommen doch mit mir, Lovell?" sagte er.

„O nein, Herr Dunbar; ich möchte in solch' einer Stunde nicht lästig werden. Das erste Wiedersehen zwischen Vater und Tochter nach so jahrelanger Trennung ist in sich selbst etwas so Heiliges, daß —"

„Pah, Herr Lovell. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich solche Sentimentalitäten gestatten. Ich freue mich sehr, meine Tochter zu sehn, — aus ihren

Briefen folgere ich dasselbe von ihr — und das ist Alles. Sie kennen Laura mehr als ich, so mögen Sie mich auch begleiten."

Dunbar's Aussehen strafte die Sorglosigkeit seiner Worte Lügen. Er war todtenbleich und um seinen Mund zog es sich streng zusammen.

Laura war von des Vaters Ankunft benachrichtigt worden. Sie saß in jenem Blumenfenster, wo Arthur sie gebeten hatte, sein Weib zu werden; in demselben prächtig-schwellenden Lehnstuhl, die reichen Blumen des Treibhauses als Hintergrund und einen mächtigen Neufundländer zu ihren Füßen.

Die Thür ihres Zimmers war offen; und auf dem großen Treppenflur blieb Herr Dunbar plötzlich stehen und stützte die Hand auf das vergoldete Geländer.

Einen Augenblick schien es, als werde er niederstürzen, doch lehnte er sich schwer auf die Schnörkel der Gallerie und hielt sich so mit sichtlichem Kampf aufrecht.

Arthur Lovell mißfiel diese Aufregung nicht; denn Dunbar's sorglose Weise, mit der er von seiner Tochter gesprochen, hatte ihn sehr verletzt. Nun war es klar, daß dieses nur eine Maske gewesen, welche

der strenge Mann angenommen, um das Uebermaß seines Gefühls zu verbergen.

Die beiden Herren verweilten wohl einige Minuten in der Treppenhalle, während Dunbar um sich schaute und seiner Erregung Herr zu werden suchte. Alles war ihm hier neu: denn weder dieses Haus, noch die Maudesley-Abtei waren länger als zwanzig Jahr im Besitz der Familie.

Der Millionär betrachtete sein Eigenthum. Selbst auf diesem Flur hatte der Reichthum sich entfalten können. Ein persischer Teppich deckte des Bodens Mitte, über dessen befrans'ten Rand hinaus sich gewürfelte Mosaik in farbigem Marmor ausdehnte, und dieser nahm von der durch gemaltes Glas breit hereinströmenden Sonne reichere, heiße und köstliche Farbentöne an. Große Meißner Vasen mit exotischen Gewächsen standen auf Piedestalen von Gold und Malachit, und ein üppiger Vorhang von rothem Sammet deckte nur halb den Einblick in eine lange Reihe der glänzendsten Gesellschaftszimmer.

Jetzt stand Dunbar auf der Schwelle von seiner Tochter Gemach. Diese erhob sich schnell von ihrem Sitze.

„Vater, lieber Vater!" rief sie, „ich dachte es, daß Du heute kommst!"

Sie stürzte lachend und weinend an seine Brust. Der Neufundländer kroch mit gesenktem Kopf dem Banquier entgegen; er beschnüffelte seine Füße, blickte dann langsam mit finster-gehässigen Augen zu ihm empor, und fing ein unheimliches Knurren an.

„Den Hund weg, Laura!" rief Herr Dunbar ärgerlich. Das Mädchen scheute vor dem Vater zurück und blickte fast kummervoll in seine Züge. Diese waren blaß, streng, unbeweglich. Es überlief sie kalt. Sie war ein verwöhntes Kind, eine verzärtelte, angebetete Schönheit, und hatte nie andere, als Worte der Liebe und Nachsicht gehört. Die Lippe zitterte, Thränen traten in ihre Augen.

„Komm Pluto," sagte sie; „Papa will uns nicht haben." Sie ergriff des Thieres große Ohren und führte es hinaus. Der Hund folgte auch demüthig genug, doch wendete er sich wiederholt, um den Fremden anzuknurren. Laura hieß ihn im Flur bleiben, und kehrte zum Vater zurück. Noch einmal schlang sie die Arme um seinen Hals.

„Geliebter Papa,“ rief sie stürmisch; „mein Hund wird Dich nie wieder belästigen. Sage mir, bester Vater, daß Du Dich auf Dein armes Kind gefreut hast. Du würdest es sagen, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe.“

Sie küßte des Mannes unbewegtes Antlitz. Aber sie schauderte zum zweitenmal mit ängstlichem Seufzer vor diesen eiskalten Lippen zurück.

„Papa,“ rief sie, „wie kalt Du bist.“ Ich fürchte, Du bist krank.“

Er war krank. Arthur, der ruhig dem Begegnen des Vaters und der Tochter zugesehen, rollte nur eben noch rechtzeitig einen Armstuhl herbei, in welchen Henry Dunbar schwer und bewußtlos niedersank.

Er war in tiefer Ohnmacht. Zum zweitenmal, seit dem Morde bei Winchester, hatte er plötzliche und heftige Bewegung verrathen. Diesesmal war sie stärker, als sein Wille und besiegte ihn vollständig.

Arthur legte den Besinnungslosen mit dem flachen Rücken auf den Teppich, und Laura eilte nach Wasser und Essenzen. In fünf Minuten öffnete er

die Augen und blickte wild und halb entsetzt um sich. Er stierte kurze Zeit trotzig in des Mädchens ängstliches Gesicht, sein Körper erbebte von konvulsivischen Zuckungen, die Zähne klapperten fröstelnd aneinander, — endlich schien der eisernste Wille den Anfall zu besiegen, er stand wieder aufrecht.

„Ich bin solchen Ohnmachten unterworfen,“ sagte er mit krankhaftem Lächeln, „und aus diesem Grunde fürchtete ich mich so sehr vor dem Wiedersehen. Ich wußte, daß es über meine Kräfte gehen würde.“ Er setzte sich in ein niederes Sopha und verbarg das Gesicht in den Händen. Laura nahm neben ihm Platz, und schlang den Arm um seinen Nacken.

„Armer Papa!“ flüsterte sie weich; „es thut mir weh, daß Du so aufgeregt bist, und ich konnte Dich in dem Augenblick für kalt und ungütig halten, als Dein bewegtes Schweigen mir ein Beweis Deiner Liebe hätte sein sollen.“

Arthur war in das anstoßende Treibhaus hinübergeschritten, doch konnte er des Mädchens Worte hören. Er sah sehr ernst aus; dieselbe Wolke, die einmal

während des Coroner's Verhör seine Züge beschattet, lag auch jetzt über denselben.

„Ein Beweis seiner Liebe! der Himmel wolle, daß dieses Liebe sei;" dachte er bei sich; „mir erscheint es wie Furcht."

Siebzehntes Kapitel.

Das zerbrochene Bild.

Arthur Lovell verbrachte den Rest des Tages in Portland-Place, und speiste Abends mit dem Banquier. Der kleine Mittagszirkel schien sehr heiter, denn Laura war über des Vaters Rückkehr hochbeglückt und Dora Macmahon theilte herzlich ihre Freude. Dunbar hatte die älteste Tochter seiner Frau mit einer kleinen Anrede begrüßt, die vielleicht etwas gezwungen im Ton, doch sehr gütig dem Sinne nach war.

„Ich werde Sie immer gern mit meiner armen mutterlosen Tochter sehen," sagte er; „und wenn Sie Ihre Heimath ganz und gar bei uns nehmen wollen, werden Sie sich nie daran erinnert finden, daß Sie mir weniger nahe als Laura stehen."

Als er sich mit Arthur und den beiden Mädchen

zu Tische setzte, war er von der Aufregung des Morgens wieder ganz erholt, und sprach heiter von der Zukunft. Hin und wieder bezog er sich auf seine indischen Erinnerungen, doch blieb er nie lange bei diesem Gegenstande. Der Sinn schien ihm ganz von Zukunftsplänen erfüllt. Er wollte eins und das Andere in Maudesley-Abtey und Portland-Place vornehmen; seine Weise war die eines Mannes, der vollkommen den Werth des Reichthums zu schätzen weiß, und sich des Seinigen in aller Breite zu erfreuen gedenkt. Er trank im Laufe des Essens viel Wein, und seine Laune stieg mit jedem Glase.

Arthur aber fühlte sich trotz dieser Heiterkeit seines Wirthes voller Unbehagen. Es war ihm nicht möglich, die Scene von heute Morgen zu vergessen. Dunbar's tödtliche Bläſſe, seine wildrollenden, doch so scheuen Augen, die denen seines Kindes kaum zu begegnen wagten, wollten ihm nicht aus dem Sinn.

Warum war der Mann vor seiner schönen Tochter zurückgeschreckt? — denn Furcht, nicht Liebe war es gewesen, — das fühlte Arthur bestimmt. Warum bebte der Vater vor dem eigenen Kinde, wenn ...?

Wenn was?

Eine gräßliche Vermuthung drängte sich in Arthur's Gedanken, Dunbar hatte seinen alten Diener getödtet: und das Schuldbewußtsein hatte ihn erstarren machen, als er des Kindes reine Lippen berührte. Aber, ach, wie furchtbar, wenn er recht vermuthete! Wie schrecklich, zu denken — daß Laura fortan täglich, stündlich in der Gesellschaft eines Verräthers und Mörders leben werde.

„Ich habe es gelobt, sie immer zu lieben, über sie zu wachen, ihr zu dienen, wenn sie meiner bedürfen sollte.“ Der Advocat beobachtete den Banquier jetzt mit ängstlicher Sorgfalt; in des Letzteren Lebhaftigkeit glaubte er etwas Fieberhaftes, Unnatürliches zu finden.

Laura und ihre Schwester verließen bald den Speisesaal und die beiden Herren blieben an dem mit Sevres-Porzellan und funkelndem Krystall reich geschmückten Tische allein.

„Morgen gehe ich nach der Maudesley-Abtey,“ sagte Dunbar. „Ich brauche Ruhe und Einsamkeit, und Laura versichert mich, daß sie dort sehr viel lieber als hier lebt. Gedenken Sie auch nach Warwikshire zurückzukehren, Herr Lovell?“

„O, ja, unverzüglich. Mein Vater hat mich schon vor acht Tagen erwartet. Ich kam nur hierher, um Miß Dunbar eine Begleitung zu sein."

„Das war wirklich sehr gütig von Ihnen. Sie kennen meine Tochter seit langer Zeit, wie ich aus ihren Briefen schließen muß?"

„Ja, von Kindheit an. Ich war zu des alten Herrn Zeit sehr viel auf der Abtey."

„Und jetzt, hoffe ich, werden Sie noch mehr dort sein," sagte Dunbar verbindlich. „Darf ich's wagen, anzudeuten, daß ich Ihr Geheimniß errathen habe? Wenn ich mich nicht sehr irre, so ist Ihre Hochschätzung meiner Tochter von mehr als alltäglicher Natur."

Arthur's Herz schlug heftig, er sah dem Banquier unverwandt in's Auge, — aber er schwieg und neigte nur bejahend das Haupt.

„So ist meine Vermuthung richtig?"

„Ja Herr, ich liebe Miß Dunbar wie ein Mann lieben kann; aber —"

„Aber was? Sie ist die Tochter eines Millionärs, und Sie fürchten, dieser werde Ihren Bewerbungen kein Gehör geben?"

„Nein, Herr Dunbar. Wenn Ihre Tochter mich liebte, wie ich sie liebe, würde ich sie heirathen, — trotz Ihnen, trotz der Welt, und mir selbst den Weg zum Glücke bahnen. Aber solch' ein Segen, wie Laura's Liebe, ist nicht mein Theil. Ich habe mit ihr geredet, und —"

„Sie hat Sie abgewiesen?"

„Sie wies mich zurück."

„Pah! In ihrem Alter sind die Mädchen so veränderlich wie des Himmels Winde. Verzweifeln Sie nicht, Lovell; und was meine Einwilligung betrifft, die ist Ihnen gewiß. Sie sind jung, schön, geistreich und liebenswürdig, was mehr, im Namen aller weiblichen Frivolität, was kann ein Mädchen mehr verlangen? Bei mir werden Sie keine dummen Vorurtheile finden, Lovell; Sie scheinen meine Tochter sehr aufrichtig zu lieben, — ich würde Sie gern als ihren Gatten sehen. Hier meine Hand darauf."

Er streckte Arthur seine Hand entgegen, und dieser nahm sie, etwas wiederstrebend vielleicht, aber mit gebührendem Anstand.

„Ich danke Ihnen, Herr, für Ihre Meinung, und —" Er versuchte mehr zu sagen, aber die Worte

starben auf den Lippen. Die entsetzliche Befürchtung, die sich seit diesem Morgen seiner bemächtigt, lag ihm wie ein Alp auf der Brust. Wie er sich auch mühte, er konnte sich von dem Gewicht dieses erdrückenden Zweifels nicht befreien. Dunbar's Worte klangen wie das gütige Meinen eines guten Menschen, aber war es auf der andern Seite nicht auch möglich, daß der Banquier seine Tochter los zu werden wünschte?

„Ich habe heute Abend viel zu thun," sagte Dunbar plötzlich; „denn ich muß einige Papiere durchsehen, die mit dem Gepäck von Southampton angekommen sind. Wenn Ihnen das Speisezimmer langweilig wird, werden Sie wohl die beiden Mädchen aufzufinden wissen und sich ohne Zweifel in deren Gesellschaft gut unterhalten."

Herr Dunbar klingelte und ein ältlicher Diener trat ein.

„Wo haben Sie das Gepäck von Southampton gelassen?"

„Man hat Alles nach des alten Herrn Schlafzimmer gebracht, Herr," antwortete der Diener.

„Gut, lassen Sie dort die Lichte anzünden, und die Mantelsäcke und Kasten aufschnallen und öffnen."

Er reichte dem Diener ein Bund Schlüssel, und folgte diesem. Auf dem Treppenflur stand er plötzlich still, durch den Klang einer weiblichen Stimme angehalten.

Die Eingangshalle des Hauses war durch große Glasthüren in zwei Räume getheilt. In dem äußeren derselben befand sich die Loge des Portiers und eine bronzene, von gewölbter Decke herabhängende Lampe.

Die Thüren zwischen der äußeren und inneren Halle waren offen und deshalb drangen die Worte der Redenden leicht nach oben.

„Ich bin Wilmot's Tochter. Herr Dunbar hatte in Winchester versprochen, mich sehen zu wollen. Er brach sein Wort, und verließ Winchester eilig; doch früher oder später soll er mich sprechen: denn wohin er gehe, ich werde ihm folgen, bis ich sein Angesicht gesehen, und gesagt habe, was ich ihm sagen muß.“

Das Mädchen sprach weder laut noch heftig, doch lag in ihrem Ton ein Ernst und eine Willenskraft, die mehr Entschiedenheit ausdrückten, als die geräuschvollste Weise es gekonnt.

„Guter Himmel, Miß!“ rief der Portier, „denken Sie, daß ich mich unterstehen werde, Herrn

Dunbar solche halsstarrige Botschaft hinaufzusenden? Wahrlich, das kostete mich meine Stelle. Gehen Sie nur, Miß; und lassen Sie sich's nicht wieder einfallen, in ein Haus, wie dieses, zu kommen, wenn die Herrschaften speisen. Gerechter Gott, ich würde eher die Tiger des zoologischen Gartens zur Fütterungszeit, als einen Gentleman wie Herrn Dunbar über seinem Glase Wein stören."

Herr Dunbar hörte diese Unterhaltung; dann wendete er sich zum Eßzimmer zurück, und winkte dem Diener, der, um ihn nach oben zu leiten, auf ihn gewartet hatte. „Bringen Sie mir Feder, Tinte und Papier," sagte er. Es wurde ein Schreibtisch herbeigerollt und Dunbar schrieb mit fester Hand folgende Zeilen: „Das junge Frauenzimmer, das sich Joseph Wilmot's Tochter nennt, wird hierdurch benachrichtigt, daß Herr Dunbar für jetzt und alle zukünftige Zeit, sie zu sehen, ablehnt. Ueber diesen Punkt ist er völlig unbeugsam, und das junge Mädchen wird gut thun, ihre Belästigungen aufzugeben, widrigenfalls man der Polizei Bericht erstatten und Maßregeln ergreifen lassen würde, welche Herrn Dunbar von weiteren Verfolgungen schützen. Es

liegt eine Summe Geldes bei, die dem Mädchen für einige Zeit bequeme Unabhängigkeit sichert. Weitere Unterstützung wird erfolgen, wenn sie sich entsprechend aufführt, und von diesen Belästigungsversuchen abläßt. Portland-Place, 30. August 1850."

Der Banquier legte eine Anweisung über funfzig Pfund in das Blatt und reichte es dem aufwartenden Diener.

„Uebergeben Sie dies dem jungen Frauenzimmer unten," sagte er.

Dunbar folgte dem Manne bis auf den Flur und horchte. Er hörte ihn mit Margarethe reden, und wie sie dann das Siegel erbrach. Es trat eine Pause ein, während welcher der Lauschende mit ängstlich gespanntem Ausdruck dastand. Er wartete nicht lange. Margarethe sprach jetzt mit klarer durchdringender Stimme, welche die ganze Halle erfüllte.

„Sagen Sie ihrem Herrn, daß ich eher Hungers stürbe, als Brod von seiner Hand nehmen. Sie mögen ihm berichten, was ich mit seiner großmüthigen Gabe thue." —

Dunbar hörte ein Papier zerreißen; dann schloß sich die große Hausthür hinter Joseph Wilmot's Tochter.

Der Millionär deckte sein Gesicht mit den Händen und seufzte schwer; aber bald erhob er den Kopf wieder — zuckte ungeduldig mit den Achseln und ging die erleuchtete Treppe hinauf.

Die Zimmerreihe, welche Herr Percival inne gehabt, nahm den größern Theil des zweiten Stockwerks des Hauses ein. Sie waren reich aber schwerfällig möblirt, und trotz ihrer Pracht erschienen die Räume finster.

Das Haus war alt, seine Fenster lang und schmal, mit Vertiefungen, welche dunkles Eichengetäfel bekleidete. Die Wände deckte dunkelgrünes Papier, das wie Tuch aussah; der Fuß des Bewohners sank in türkische Teppiche. Das tiefe Grün faltenreicher Vorhänge, welche die Fenster und ein Himmelbett von Rosenholz umgaben, erschienen im Halbdunkel fast schwarz.

Wuchtige eichene Möbel mit grünen Sammetpolstern, an den Wänden einige werthvolle Gemälde von den besten Meistern, in Rahmen aus Gold und Ebenholz. Auf dem altmodischen Kamin nichts als ein elfenbeinernes Kruzifix.

Einige Wachskerzen in silbernen Kandelabern

erleuchteten den Schreibtisch und bildeten eher einen hellen Fleck in dem dunklen Schlafzimmer, als daß sie es zu durchdringen vermocht hätten. Das zahlreiche Gepäck Dunbar's befand sich in diesem Zimmer; — ein Diener öffnete eben den letzten Koffer, als der Banquier eintrat. „Sie werden hier schlafen, Herr, vermuthe ich?" fragte der Mann, als er nun gehen wollte. „Frau Parkyns hielt es für am Besten, diese Zimmer für Sie herzurichten."

Dunbar blickte gedankenvoll in dem großen Zimmer umher.

„Kann ich nicht irgend sonst wo schlafen?" fragte er. „Diese Räume sind sehr unheimlich."

„Drüben über dem Korridor liegt ein einzelnes Zimmer."

„Nun wohl; lassen Sie dieses für mich bereit machen. Ich habe viele Einrichtungen zu treffen und werde spät aufbleiben."

„Werden Sie keiner Aufwartung bedürfen?"

„Nein, es soll Niemand meinethalben aufbleiben. Miß Dunbar soll benachrichtigt werden, daß ich sie heute Abend nicht mehr sehen kann; im Laufe des morgenden Tages breche ich nach der Maudesley-

Abtey auf. Das Fräulein möge ihre Vorbereitungen darnach treffen. Sie verstehen mich?"

„Ja, Herr."

„Sie können gehen. Denken Sie daran, daß ich heute Abend nicht mehr gestört sein will."

Der Diener zog sich zurück. Dunbar verschloß hinter ihm die Thür. Er unternahm nun das Auspacken. Langsam und vorsichtig legte er die Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände auf den Boden. Die Papiere trug er zum Schreibtisch. Dies erforderte lange Zeit, und die Zeiger einer alten Uhr wiesen auf Mitternacht, als er sich niedersetzte und mit dem Sortiren der Schriftstücke begann. Auch dieses dauerte wieder mehrere Stunden. Die Kerzen waren niedergebrannt und flackerten in ersterbenden Flammen. Dunbar trat an's Fenster, er zog den Vorhang zurück und ließ das graue Morgenlicht ein. Doch fuhr er nochmals fort zu lesen, zu sondern, zu notiren, ganz wie er im Winchester-Hôtel gethan. Das volle Sonnenlicht strömte über den Teppich, und das Rollen der Wagen tönte schon von der Straße herauf, als Dunbar mit der Arbeit fertig war. Die Papiere lagen nun sämmtlich in einem

Mantelsack mit ungemeiner Pünktlichkeit geordnet, während der sonstige Inhalt der Koffer in zufälligen Anhäufungen auf dem Boden lag, wie sie eben von ihm herausgeworfen waren.

Nun blieb ihm noch ein Letztes zu thun. Er löste eine auf Glas gefertigte Photographie aus ihrem Rahmen und zertrat sie mit den Absatz seines Stiefels zu Scherben; doch selbst diese schienen ihn noch nicht zu beruhigen — er stampfte und vernichtete sie, bis von dem Bilde nichts als eine Handvoll glänzenden Staubes übrig war. Diesen suchte er hier und dorthin zu verstreuen; das Maroquingehäuse des Portraits senkte er in seine Tasche.

Als Herr Dunbar zu seinem Schlafzimmer hinaufging, hörte er die Stimme der Dienstboten von der Hintertreppe her. Es war sechs Uhr. Er warf sich angekleidet auf das Bett und fiel in schweren Schlaf.

Am nächsten Tage reiste er in Begleitung seiner Tochter, Dora Macmahon und Arthur Lovell's nach der Maudesley-Abtey.

Achtzehntes Kapitel.

Drei Mißtrauende.

In Betreff des geschehenen Mordes war man zu keiner Entdeckung gelangt. Die Polizei sparte keine Mühe, doch blieben ihre Anstrengungen ohne jeden Erfolg. Die Regierung hatte für das Auffinden der Schuldigen einen großen Lohn gesetzt; eine noch größere Summe bot Herr Dunbar, welcher erklärte, daß seine Ehre und sein guter Name gewissermaßen mit in die Sache hineingezogen seien.

Der einzige Schlüssel, durch welchen die Späher das Auffinden zu ermöglichen hofften, war die Beute, welche der Verbrecher mitgenommen: der Inhalt des Taschenbuchs, und die abgestreiften Kleidungsstücke. Doch hofften sie bis jetzt umsonst. Der Laden jeden Pfandleihers in Winchester und Umgegend wurde

durchsucht: aber ohne Erfolg. Man fing an zu ermüden; der ausgesetzte Lohn war sehr groß, aber die Dunkelheit des Geheimnisses schien undurchdringlich, und die Leute hörten nach und nach auf von der Sache zu sprechen. Sie gewöhnten sich allmälig an den Gedanken, daß Joseph Wilmot's Tod für immer unaufgeklärt bleiben müsse.

In den Morgenblättern erschienen einige leidenschaftliche Artikel, welche die Spürhunde des Gesetzes zu eifrigerer Arbeit aufriefen, und die untersuchende Gewalt als dumm und träge schmäheten. Das Publikum murrte wohl ein wenig, als die Zeitungen keinen neuen Artikel über „diesen furchtbaren Winchester Mord" brachten; aber die Zeit, während welcher es sich zu wundern pflegt, lief ab und es war nichts ausgerichtet worden. Es wurden andere, kaum weniger brutale Unthaten begangen, und die Welt, die sich selten lange mit den Klagen um die Todten aufhält, beschäftigte sich mit Neuerem. Joseph Wilmot war vergessen.

Ein Monat war in der Maudesley-Abtey ruhig verstrichen. Henry Dunbar hatte seine Stellung in der Provinz eingenommen. Lichter funkelten in den

prächtigen Zimmern. Equipagen fuhren durch die großen Parkpforten aus und ein; und aus dem Umkreise von zwanzig Meilen strömte der größere Grundbesitz herbei, dem kürzlich heimgekehrten Millionär respektvoll aufzuwarten. Er ermuthigte diese Besucher freilich nicht sonderlich, doch verstand er sich zu so viel Festlichkeiten, als seine Tochter für nöthig erachtete; die Honneurs seines Hauses machte er mit etwas hochmüthiger Breite, die neben der leichten Anmuth seiner hochgeborenen Gäste etwas steif und förmlich erschien. Man zuckte die Achseln und fand in Herrn Dunbar etwas von einem Parvenü; doch gab man zu, daß er ein schöner stattlicher Mann sei, und erklärte vollends die Tochter für einen Engel, der durch den irdischen Vortheil von einer halben Million Hochzeitsgabe nur noch himmlischer wurde.

Inzwischen lebte Margarethe Wilmot allein in ihrer bescheidenen Wohnung, und dachte kummervoll an ihren verlorenen Vater.

Er war kein guter Vater gewesen, aber sie hatte ihn nichtsdestoweniger geliebt; sie beklagte sein er-

littenes Unrecht, und liebte die schwachen Spuren einer bessern Natur, die sich hie und da in seinem Charakter gezeigt hatten.

„Er war nicht immer ein Betrüger und Ausgestoßener," dachte das Mädchen, wenn sie über des Vaters Schicksal brütete. „Ohne Henry Dunbar wäre er nie unehrlich geworden."

Mit bitterm Gefühl erinnerte sie sich an den Eindruck, den das Haus in Portland-Place ihr gemacht. Sie hatte an jenem Abend einen Blick in dessen Pracht gethan. Durch die halboffene Thür hatte sie die Gemälde und Statuen der inneren Halle schimmern sehen: exotische Blumen, schleppende Damastdraperien, Frescoverzierungen, die ersten gelindaufsteigenden Stufen einer marmornen Treppe, die durchbrochene Arbeit eines goldenen Geländers — alles in leuchtendem Durcheinander. Nur einen Moment waren ihre Augen über das glänzende Innere seines Hauses gestreift, aber der Eindruck hatte sich dem Gedächtnisse tief eingeprägt.

„Er ist reich," dachte sie, „und man sagt, daß Gold die köstlichsten Dinge dieser Welt kaufen könne. Aber am Ende kann man wenig ächtes Besitzthum

damit erwerben. Schmeichelei kann man dafür haben, gemachte Liebe, schamvolle Unterordnung — aber nicht einen reinen Herzschlag — nicht einen wahren Aufschwung des Gefühls. Mit allem Gold der Erde kann Dunbar sich nicht Frieden kaufen, nicht Vergessenheit. So lange ich lebe, soll er sich erinnern müssen. Wenn sein schuldiges Gewissen ihm Ruhe läßt, wird es meine Aufgabe sein, ihm die Vergangenheit wach zu rufen."

Margarethe war in ihrem Kummer nicht ganz verlassen. Es gab einen Menschen, der mit dem ernsten und reinen Wunsch zu helfen ihre Sorge theilte; und dieser war Clement Austin, der Kassirer aus der St. Gundolph-Straße; der so kopflos sich in diese Liebe gestürzt, und wie halb beschämt über seine plötzliche, nichts befragende Zuneigung war.

„Ich habe mich oft über das, was die Menschen unter Sehen und Lieben verstehen, lustig gemacht," dachte er; „sicherlich bin ich nicht so albern, mich von braunen Augen und einer griechischen Nase bezaubern zu lassen. Vielleicht ist dies Interesse mir auch nur durch ihre Schönheit und Einsamkeit eingeflößt —

und durch das Geheimniß, das über ihrem Leben zu schweben scheint."

Nie hatte Clement befürchtet, daß in ihren undurchsichtigen Verhältnissen sich etwas für Margarethens Werth Nachtheiliges verberge. Des Mädchens Angesicht war von dem sanften Licht heiliger und reiner Gedanken wie durchleuchtet; und der plumpste Mensch hätte hinter diesen lieblichen, harmonischen Zügen nichts Falsches oder Unrechtes vermuthen können.

Seit ihrer Rückkehr von Winchester und dem Fehlschlagen auch des zweiten Versuchs, Dunbar zu sprechen, hatte ihr Leben wieder seinen gewohnten Gang gehabt, und sie kam so ruhig ihren täglichen Pflichten nach, daß nur die stete Traurigkeit ihres Gesichts, der Ernst ihres Wesens vermuthen ließen, es habe sie ein neuer Kummer betroffen.

Clement Austin verstand sie indeß mehr als alle Andern. Er hatte den Wechsel in ihrer Toilette bemerkt, als sie für den todten Vater einfache Trauerkleider angelegt; und er wagte es, ihr seine Theilnahme an dem erlittenen Verlust auszudrücken. Sie erzählte ihm betrübt, daß kürzlich Jemand, der ihr

sehr theuer gewesen, gestorben, und daß es ein unerwarteter und sehr schwer zu tragender Schlag sei. Doch sagte sie nicht mehr; und er war zu sehr ein Mann von gutem Ton, um sie noch weiter mit Fragen zu belästigen.

Aber obgleich er in diesem Falle abstand, mehr zu sagen, grübelte er doch lange und viel über die Veränderung der jungen Lehrerin: und an einem kalten Septemberabend, als Miß Wentworth nicht in Klepham erwartet wurde, ging er geradenwegs nach Wendsworth und der Godolphin-Straße.

Margarethe hatte sehr wenige Erholungsstunden, und ein Abend wie dieser, an welchem sie frei denken und frei sich beschäftigen konnte, war ihr ein schwermüthiges Vergnügen. Sie stand an dem Pförtchen ihres Gartens, in dem tiefen Zwielicht eines Septemberabends. Es war spät im Monat, die Blätter fielen von den Bäumen und rauschten leise die Straße hinab. Sie war in einen dunklen Shawl gehüllt; ermüdet und unglücklich stand sie in sinnender Haltung und schaute nach dem Fluß hinab, der am Ende des Gäßchens sichtbar war. Sie war so in trübe Gedanken vertieft, daß sie den sich nähernden Schritt,

der von dem entgegengesetzten Ende herbeikam, nicht hörte; erst als eine Männerstimme sie halblaut anredete, blickte sie auf.

„Guten Abend, Miß Wentworth; fürchten Sie nicht sich zu erkälten? Ich hoffe, Ihr Shawl ist dick, denn der Thau fällt stark, und hier in der Nähe des Flusses ist es besonders feucht.“

Es war Clement's Stimme.

Margarethe sah zu ihm auf, und ein sinniges Lächeln stahl sich über ihre Züge. O, solch' gütige Theilnahme war doch ein Trost! Die Welt war ihr so verödet seit des Vaters Tod, so gänzliche Trostlosigkeit war seitdem über sie gekommen, so ängstlich hatte sie wegen der besonderen Art ihres Elends die Menschen geflohen — nun war es süß, diese besorgten, rücksichtsvollen Worte zu hören; unaufhaltsame Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Sie hatte sich bis jetzt noch gegen Niemand über ihren Kummer geäußert, und war in der Nachbarschaft immer noch als Margarethe Wentworth bekannt. Sie hatte Trauerkleider angelegt und den Leuten des Vaters Tod gemeldet. Doch die Art seines Todes war von ihr unerwähnt geblieben. We-

der mit Freunden noch Rathgebern hatte sie ihr dunkles Geheimniß getheilt, hatte ganz allein die unselige Last tragen müssen. So erweckte Clement's herzliche Rede eine ungewohnte Bewegung in der Brust des einsamen Mädchens.

„Meine Mutter war sehr besorgt um Sie, Miß Wentworth," sagte Clement. „Sie hat in Ihnen seit vier bis fünf Wochen eine große Veränderung bemerkt, wiewohl Sie gegen meine kleine Nichte so gütig wie immer sind. Wir können unmöglich gleichgültig bleiben, wenn wir Sie leiden sehen. Ich fürchte, es liegt Ihnen ein großer Kummer auf der Seele, und ich gäbe viel, ach Miß, Sie ahnen nicht wie viel! — wenn ich Ihnen in Noth und Verwirrung eine Stütze sein könnte. Sie schienen bei der Nachricht von dem Winchester Morde sehr bewegt, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß von jenem Abend, als meine Mutter Ihnen die furchtbare Geschichte erzählte, Ihre Traurigkeit begonnen hat. Es ist mir eingefallen, daß Sie in einer oder der andern Weise mit dem Schicksal des Ermordeten verbunden sind. — Selbst hiervon abgesehen, ist es möglich, daß Sie, wenn Sie diesen Joseph Wilmot und seine Ver-

hältnisse kannten, vielleicht im Stande wären, den Nachforschungen eine Spur des Thäters zu weisen. Dieser Gedanke hat sich nach und nach in mir festgesetzt, und heute beschloß ich, zu Ihnen zu kommen und die ehrliche Frage an Sie zu richten, ob Sie in irgend einer Weise mit diesem unglücklichen Manne verwandt sind."

Margarethe konnte anfangs nur mit Thränen antworten, aber allmälig wurde sie ruhiger und sagte mit leiser Stimme:

„Ja, Sie haben recht vermuthet, Herr Austin; der Ermordete war mir verwandt. Ich will Ihnen Alles erzählen, jedoch nicht hier —" fügte sie mit einem Blick auf die niederen Fenster des Hauses hinzu: „Die Leute hier sind neugierig, und ich wünsche nicht gehört zu werden."

Sie zog den Shawl fester um die Schulter und trat aus dem Garten, dann wendeten sie sich nach dem Fußsteg am Flusse, der um diese Stunde einsam genug war.

Hier erzählte sie ihm in wenigen, einfachen Worten, und indem sie sorgfältig ihre heftige Bewegung bekämpfte, die Geschichte ihres Lebens.

„Joseph Wilmot war mein Vater," sagte sie. „Vielleicht war er nicht, was man einen guten Vater nennt, aber ich weiß, daß er mich zärtlich liebte, wie ich ihn. Meine Mutter war die Tochter eines Edelmannes, eines Seekapitains, Namens Talbot. Sie lernte den Vater in dem Hause einer Dame kennen, von der sie Musikunterricht erhielt. Sie wußte nicht, wer und was er war, und kannte nur seinen Namen, James Wentworth. Doch liebte er sie, und sie erwiderte seine Neigung. Sie war sehr jung — ein reines Kind, das nicht lange die Schule verlassen hatte, und sie heirathete meinen armen Vater gegen den Rath der Ihrigen. Sie ging eines Morgens von Haus fort, wurde heimlich in einer kleinen Kirche der City getraut, und beichtete darauf das Geschehene den Eltern. Diese verziehen ihr nie. Der Vater schwor, sie nie wiedersehen zu wollen, und das hat er gehalten; er sah sie erst, als sie im Sarge lag. Da war das Herz des Kapitains Talbot gerührt. Zum ersten Male kam er in meines Vaters Haus, und erbot sich, mich mit seinen jüngeren Kindern erziehen zu lassen. Doch dieses nahm mein Vater durchaus nicht an. Er grämte sich leidenschaftlich um

meine arme Mutter, obwohl ich ihn sagen hörte, daß er sein Betragen gegen sie sehr zu bereuen habe. Ich kann mich natürlich dieser Zeit kaum erinnern. Von da an führten wir ein wanderndes, elendes Leben. Manchmal, für kurze Zeit, ging es uns besser. Mein Vater fand irgend eine Anstellung, er arbeitete schwer, und wir lebten mit ehrlichen Leuten. Aber bald — ach nur zu bald, wurde ihm diese neue Möglichkeit eines rechtlichen Lebens wieder genommen. Seine Brodherren erfuhren etwas: nur ein hingeworfenes Wort, — nur ein Geflüster, — aber dies genügte. Er war fortan kein Mensch, dem man vertrauen durfte. Zwar hatte er redlich gearbeitet — indessen, es war ja doch gewagt, sich mit ihm einzulassen. Niemals hat der Vater einen christlichen Menschen getroffen, der in der Hoffnung, eine Seele zu retten, das Wagniß mit ihm unternahm. Niemals streckte ein edles Herz dem Ausgestoßenen die Hand entgegen, — und bot ihm Vergessen und half ihm zu reinem Wandel. Wenn mein Vater solchen Freund, solchen Wohlthäter gefunden hätte — es wäre wohl Alles anders geworden."

Dann erzählte Margarethe den Inhalt ihrer

letzten Unterredung mit dem Vater, und dessen Aeußerungen über Henry Dunbar. Sie zeigte den von Sampson nach den Norfolk-Inseln gerichteten Brief; berichtete Herrn Austin, wie Dunbar sie in Winchester und Portland Place vermieden, und daß er ihr geschrieben, in der Absicht geschrieben, sie durch Geld zum Schweigen zu bringen.

„Seit jenem Abend," fügte sie hinzu, „habe ich zwei anonyme Zusendungen im Betrage von hundert Pfund erhalten. Ich schickte Beide zurück, denn ich wußte, woher sie kamen, und adressirte sie an Henry Dunbar, St. Gundolph-Straße."

Clement hörte mit ernster Miene zu. Alles dieses schien sicherlich auf Dunbar's Schuld hinzuweisen. Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er ruhig:

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Miß Wilmot, und glauben Sie mir, Sie werden mich nicht träge finden, wenn meine Dienste Ihnen nützen können. Wenn Sie morgen Abend den Thee bei meiner Mutter nehmen wollen, werde ich zu Haus sein, und wir können Alles ernsthaft besprechen. Die Mutter ist eine kluge Frau und ich weiß, daß sie große

Hochschätzung für Sie empfindet. Sie werden ihr vertrauen, nicht wahr?"

„O gern, von ganzem Herzen."

„Sie sollen eine wahre Freundin an ihr finden."

Sie waren jetzt an dem kleinen Gartenpförtchen angelangt. Clement reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, Miß Wilmot."

„Gute Nacht."

Sie ging in den Garten, und er trat langsam den Heimweg an, vorüber an wohnlichen, in ihren Gärten nistenden Häuschen, an prächtigen Villen mit Thürmen und gothischen Portalen, deren erhellte Fenster in's Dunkel hinausleuchteten. Hier und da hörte er den Klang eines Piano's, oder eine weiche Frauenstimme, die in die Nacht hinaustönte.

Der Anblick scheinbar glücklicher Existenzen, ließ Clement des beklagenswerthen Mädchens nur um so sorgenvoller gedenken.

„Armes, einsames, verwaistes Kind," dachte er. Aber noch mehr dachte er an das über Dunbar Erfahrene, und die Anklage gegen den reichen Mann schien mit der Ueberlegung zu wachsen. Nicht eines, sondern Vielerlei wies auf die Schuld des Millionärs,

und als Clement zu Haus anlangte, verdächtigte er ihn wie Margarethe — wie Arthur Lovell es thaten. So waren es nun drei Menschen, die Henry Dunbar für den Mörder seines alten Dieners hielten.

Neunzehntes Kapitel.

Laura's Enttäuschung.

Arthur Lovell war oft in Maudesley-Abtei, Dunbar nahm ihn gastfrei auf, und der junge Mann hatte nicht die Kraft, der Versuchung zu widerstehen. Er rannte in sein Schicksal, wie die Motte in das Licht fliegt. Stunden und Stunden verbrachte er in Laura's Gesellschaft, denn seine Gegenwart war dem lebhaften Mädchen immer angenehm. Ihr erschien er in der That, was er zu sein versprochen, ein gütiger liebevoller Bruder — nichts mehr. Er war ihr theuer durch ihre gemeinsame Kindheit, — sie war dankbar und herzlich für ihn gesinnt. Welches tiefere Gefühl unter ihrer heiter spielenden Weise noch liegen mochte, es mußte noch geweckt werden.

So kniete der Jüngling Tag für Tag vor der

Gottheit seines Lebens, und war glücklich — ach, unglückselig glücklich, in ihrer Gegenwart. Er vergaß Alles außer dem holden Antlitz, das ihn anlächelte; er vergaß selbst die dunklen Zweifel gegen ihren Vater. —

Vielleicht würde er sie nicht vergessen haben, wenn er mehr von dem Banquier gesehen hätte. Doch der Besitzer von Maudesley hielt sich sehr zurückgezogen. Er verließ selten sein Zimmer, — nur dann und wann wandelte er in den schattigen Alleen des Parks allein umher — oder er ritt auch wohl auf einem prächtigen Pferde, das er sich aus Sir Percival's Stall gewählt, spazieren.

Dieses Pferd war ein wundervolles Thier; mit der eleganten Schönheit des ächtesten Vollblutes vereinigte es Kraft und festen Bau. Das Fell wie Atlas von tiefem Braun, zeigte auch nicht ein weißes Haar. Feine Nüstern, große Augen — lange Ohren und langer Hals. Es hatte alle Vorzüge, welche ein Araber gern von seinem geliebtesten Pferde rühmt.

Für dieses Thier hatte Dunbar eine ganz auffallende Vorliebe gefaßt. Er hatte eigens für dasselbe einen Stall erbaut, der in einem kleinen Garten lag,

welcher von des Herrn Ankleidezimmer aus gleich zu betreten war; denn dieses, wie seine ganze Privat-Wohnung lagen zu ebener Erde. Der Groom schlief in der Nähe, so daß Mann und Pferd bei Tag und Nacht zu Diensten waren.

Der Banquier pflegte den Morgen oder die Dämmerstunde nach dem Essen für seinen Ritt einzuhalten. Er war ein hochmüthiger, durchaus nicht geselliger Mann. Als der umliegende Landadel ihn zu begrüßen kam, empfing er ihn und dankte für die Höflichkeit. Aber es war etwas in seiner Weise, was eine Annäherung eher zurückstieß als dazu aufforderte. Bald nach seiner Ankunft lud er zu einer großen Mittags-Gesellschaft ein; — dann gab er einen Ball, bei welchem Laura in einer Wolke von weißer Gaze und mit Diamanten im Haar einherschwebte, — endlich, auf besondere Bitten dieser jungen Dame, ein Frühstück mit Morgenmusik im offenen Park. Doch als darauf Herr Dunbar mit Einladungen überfluthet wurde, lehnte er sie alle nach einander, seiner schlechten Gesundheit wegen, ab. Laura konnte gehen, wohin sie wollte, vorausgesetzt, daß es in geziemender Begleitung geschah. Nur für sich selbst blieb der

Banquier bei der Erklärung, daß der lange Aufenthalt in Indien seine Körperbeschaffenheit in einem Grade angegriffen habe, der ihm allen gesellschaftlichen Verkehr untersage.

Und dennoch sah er wie ein kräftiger Mann aus, es waren an dieser breiten, stattlichen Gestalt keine Spuren irgend welchen Leidens zu entdecken, wenn man die unveränderliche Blässe abrechnete, die allein einen krankhaften Zustand verrieth.

Er stand früh auf — ritt einige Stunden auf dem bevorzugten Braunen spazieren, und frühstückte dann. Hiernach saß er in seinem pomphaften Wohnzimmer, lesend, schreibend — oder unbeschäftigt in brütendem Schweigen. Um sechs Uhr aß er zu Mittag, doch auch jetzt allein auf seinem Zimmer, da, wie er sagte, er nicht wohl genug sei, um mit Laura speisen zu können. Abends und bis spät in die Nacht hinein blieb er in einsamem Wachen, wobei er vielen und schweren Wein trank; so wenigstens berichtete die Dienerschaft.

In seinem Hause wurde er geachtet und gefürchtet — aber nicht geliebt. Seine schweigende Zurückhaltung machte den Leuten, die mit ihm zu thun

hatten, einen finstern Eindruck, — und sie verglichen ihn, sehr zu seinem Nachtheil, mit Sir Percival, dem wohlwollenden, gütigen Gebieter, der für Jeden seiner Untergebenen, von der stattlichen in Seide rauschenden Haushälterin bis hinab zum geringsten Stalljungen, ein freundlich-ermuthigendes Wort stets bereit hielt. Nein, man liebte den neuen Herrn nicht auf der Abtei. Tag auf Tag blieb er in einsamer Abgeschlossenheit. Anfangs wagte Laura sich in diese hinein. Mit zärtlicher Ueberredung hatte sie versucht, ihn zu sich hinüber zu schmeicheln, — aber sie fand bald, daß alle ihre Bemühungen nicht nur nutzlos, sondern dem Vater sogar unangenehm waren, und so hörte man ihren leichten Schritt weniger und weniger in jenem verödeten Flügel des Hauses.

Die Maudesley-Abtei war ein unregelmäßiges, allmälig in verschiedenen Jahrhunderten entstandenes Gebäude, als dessen ältester Theil der nördliche Flügel, welchen Dunbar für sich genommen, angesehen werden mußte. Hier verrieth die Bauart das Zeitalter der Plantagenets; dicke, sehr massive Mauern, lange, schmale, mit Spitzbogen gekrönte Fenster, auf deren reichfarbigem Glas hie und da die Wappen der

einstigen Gründer der Abtei sich zeigten; die Wände deckten verblichene Tapeten in wunderbaren, verzerrten Mustern, dazu Decken aus Eichenholz, welche das Alter schwarz erscheinen ließ. Die Fenster von Herrn Dunbar's Schlaf- und Ankleidezimmer gingen auf einen Klosterhof, in dessen heiligen Schatten einst, in längst vergessenen Tagen, die Mönche wohl einherwandelten. Die Mitte dieses Hofes war in einen Garten verwandelt worden, wo hohe Stechpalmen und Dahlien sich in herbstlichem Sonnenschein wiegen, und in dieser klösterlichen Abgeschiedenheit hatte Herr Dunbar den Einzelstall für sein Lieblingspferd errichten lassen.

Der südliche Flügel der Abtei verdankte seinen Ursprung einer viel späteren Zeit. Die Fenster und Kamine waren hier im Style der Tudors, die Zimmer kleiner und wohnlicher als die ersteren, das eichene Getäfel von großer Schönheit. Venetianisches Glas und krystallene Armleuchter hoben sich glänzend von dem dunklen Holzwerk ab, und elegant modisches Möbelwerk gab ihnen ein heiteres Aussehen. Alles, was ein schrankenloser Reichthum schaffen kann, um eine Behausung köstlich auszustatten, war in diesem

Theil des Gebäudes mit schönem Erfolg von Sir Percival aufgewendet worden. Dem liebevollen Großvater war es ein Genüge gewesen, die Räume, in denen seine Enkelin herrschte, so reich als möglich herzustellen, und so war Miß Laura von früher Kindheit an in Gold und Seide aufgewachsen; aber obgleich auf diese Weise an außerordentlichen Luxus gewöhnt, wurde sie doch nicht gleichgültig gegen die Vorzüge ihres glänzenden Daheims; denn sie besaß dieses schönste Glück einer frischen Jugend: die unerschöpfliche Fähigkeit, sich zu freuen; — wie sie denn auch von den gut angelegten Naturen war, die durch Verzärtelung und übergroße Nachsicht nicht eigentlich verwöhnt werden können.

Sie kannte keine trüben Stunden. Ihr war die Welt ein Paradies! Nie hatte sie Noth und Elend auch nur gesehen; — nie das Gefühl erlitten, das auch wohl selbst den Kälteren einmal überschleicht, wenn er einsieht, welche bergehohe, hoffnungslose Verzweiflung es auf dieser armen Erde giebt, gegeben hat — und ach, immer geben wird! Wohl hatte sie auf ihren Wanderungen durch die Wohnungen der Armen kranke Arbeiter, verwaiste Kinder, kummer-

beladene Wittwen gesehen; doch war sie da immer mehr oder weniger im Stande gewesen, zu trösten, — die Noth zu lindern.

Der Anblick von Sorgen, die wir nicht ändern, nicht wenigstens erleichtern können, giebt uns diesen fühlbaren Herzensdruck, und läßt uns an einem Welt-getriebe krank und müde werden, das nur über so viel Elend seinen Lauf nehmen kann!

Für Laura Dunbar lag die Welt noch im klarsten Sonnenlicht, seine dunkeln Geheimnisse hatte das Le-ben ihr noch nicht enthüllt. Nur einmal war Be-trübniß über sie gekommen; dann aber in der ruhig-feierlichen Gestalt von eines alten Mannes Tod, der sein reines und gerechtes Leben friedlich an der Brust einer geliebten Großtochter ausgehaucht hatte.

Vielleicht war die bittere Enttäuschung, welche nach des Vaters Rückkehr für sie eingetreten war, ihr erster wirklicher Kummer. Mit welcher Sehnsucht hatte sie dieses Wiedersehen erwartet, wie hatte sie gehofft, dem Vater sein zu können, was sie dem Großvater gewesen, eine liebevolle Gefährtin, ein sorgender Engel.

Aber das sollte nicht sein. Der Banquier hatte

in hundertfacher Form ihre Kindesneigung zurückgewiesen. Er hatte ihre Gegenwart von Anfang an gemieden; und nun war sie dahin gekommen, ihn zu fürchten. Sie sprach mit Arthur über diese ganz unvorhergesehene Sorge.

„Unter allen Möglichkeiten, an die ich gedacht, ist diese mir nie in den Sinn gekommen;“ sagte sie leise, als sie gedankenvoll in der Fensternische stehend, die dunklen Schattenrisse verfolgte, welche niedrig-geästete Cedern auf den im hellen Monde leuchtenden Rasen warfen.

„Ich dachte daran, daß Papa auf der Heimreise krank werden, sterben könne, daß das Schiff, für dessen glücklichen Lauf ich Tag und Nacht betete, mir nichts als des Todten heilige Ueberreste bringen werde; dergleichen fürchtete ich, und wie viel tausend Dinge noch sonst! aber daß er mich nicht lieben werde, das dachte ich nie! Selbst daß er möglicherweise mir so nicht begegnen werde, als der Großvater, ist mir eingefallen, — daß er strenger, weniger zärtlich sein könne, — aber in jedem Falle hatte ich auf sein Vatergefühl gerechnet, und daß er mich lieben werde um meiner todten Mutter willen.“

Die Stimme versagte, sie weinte laut; und doch wußte der nebenstehende Mann kein Wort des Trostes zu sagen. Ihre Klagen erweckten in ihm den kürzlich eingeschläferten Verdacht auf's Neue. Und doch durfte er auch nicht ganz schweigen; es war grausam, das Mädchen weinen zu sehen.

„Laura, Theure! dies ist wirklich Thorheit. Sie müssen geduldiger sein und noch das Beste hoffen. Wenn Ihr Vater Sie erst ganz kennt, wie könnte er anders, als Sie lieben? Sie haben vielleicht zu viel von ihm erwartet. Das indische Leben giebt kalte, abgespannte Formen. Wenn Herr Dunbar erst länger mit Ihnen lebt — wenn er mehr an Ihre Gesellschaft sich gewöhnt —"

„Das wird er nie," erwiderte Laura ungeduldig. „Wie soll er mich kennen lernen, wenn er mich so ängstlich meidet? Es vergehen ganze Tage, an denen ich ihn nicht sehe. Dann fasse ich Muth und geh' nach seinem öden Zimmer. Er empfängt mich huldvollst und begegnet mir höflich. Höflich! wenn ich mich nach Herzlichkeit sehne! Ich zögere dann noch ein wenig, frage nach seiner Gesundheit, suche ihm gegenüber unbefangen zu sein; — aber es ist und

bleibt in seinem Wesen eine nervöse Unruhe, die mir nur zu deutlich sagt, daß meine Gegenwart ihm unwillkommen ist. Dann gehe ich endlich mit gekränktem Herzen fort. Ich entsinne mich nun seiner kurzen, kalten Briefe aus Indien, — doch pflegte er sie mit Geschäften zu entschuldigen, und dann endigte er nie, ohne mich zu versichern, daß er mit Freude unserer Wiedervereinigung entgegen sehe. Es war hart von ihm, mich zu täuschen."

Arthur war in diesem Fall ein schlechter Tröster, denn von der ersten Stunde an hatte er umsonst versucht, Herrn Dunbar zu lieben. Seit jener Scene in Portland-Place verdächtigte er ihn vollends des entsetzlichsten aller Verbrechen: des feigen, verrätherischen Mordes!

Zwanzigstes Kapitel.

Es blühen neue Hoffnungen.

Jocelyn-Fels lag zehn Meilen von der Maudesley-Abtey entfernt, und nur eine Meile von der Stadt Shornkliffe. Ein stolzer Wohnsitz, war es seit Jahrhunderten im Besitz der Familie. Das Schloß stand auf schroffem Fels, unter welchem ein Wasserfall hervorbrach, der mit geräuschvollem Sturze über Klippe zu Klippe in einen tiefen Strom sich warf, welcher wiederum sich später mit dem Avon vereinigte. Es war kein sonderlich großes Haus, denn von seinen ältesten Theilen war das Meiste in Trümmer gefallen und dann hinweggeräumt worden, aber dennoch war es ein würdiges Gebäude.

Ein achteckiger, durch Zinnen geschützter Thurm stand noch so fest, wie er in den Tagen der ersten

Plantagenets gestanden, als rebellische Soldaten die Kraft ihrer Mauerbrecher an seinen grimmigen Steinwänden versuchten. Das Ganze war in Quadern erbaut, mit gothischem Portal, schwerfällig wie das einer Kirche. Ueberall war Pracht; aber eine Pracht, die von dem modernen Luxus der Maudesley-Abtey sehr verschieden war.

In Jocelyns-Fels trug Alles bis zum kleinsten Ornament den Stempel hohen Alters. Stumpfeckige, durch Sarazenensäbel zerhackte Helme, mit eisernen Spitzen geschützte Stirnbänder, welche die Berberrosse der stolzen englischen Kreuzfahrer trugen; Kettenpanzer von Mailand hingen von dem geschwärzten Tafelwerk der kühlen, alten Halle. Schottische Hackekolben, Büchsen frühester Einfachheit, die auf dem Felde von Bosworth schon gedient; homerische Schilde und eherne Beinschienen, Wurfspieße, Armbrüste, stahlgespitzte Lanzen und zweigriffige Schwerter waren symmetrisch an den Wänden geordnet, während hie und da das Geweih eines riesigen Dammhirsches oder das Fell eines Fuchses hingen, — die Trophäen längst dahingegangener Waidmänner aus dem Hause Jocelyn.

Es war eine edle alte Burg. Fürsten von könig-

lichem Blut hatten in diesen Eichenstühlen gelehnt. Eine Königin bewohnte einst die blauen Damastkammern des Thurmes. Loyale Jocelyns hatten, im Kampfe gegen gemeine Aufrührer, sich hinter diesen heimlichen Tapetengängen verborgen. Da waren alte Gemälde, juwelenverziert; Trinkgefäße, die frühere Grafen von Jocelyn aus dem sonnigen Land der Medicis mit heimgebracht; kostbare Nippse von Severs-Porzellan, welche ein Anderer aus den Händen der schönen Pompadour erhielt; in jenen Tagen erhielt, als die Fabrikanten vou Severs nur für ihren König arbeiten durften, und verpflichtet waren als Opfer ihrer Kunst und ihrer Loyalität durch Einathmen von Arsenikdämpfen zu sterben. Goldenes Geschirr, das einst ein König von England seiner Geliebten schenkte. Es gab hier kaum einen Gegenstand von Werth, an den sich nicht eine historische Erinnerung knüpfte, die als Ruhm und Ehre auf das alte Haus Jocelyn zurückfiel.

Und diese wundervolle, durch sagenhafte Verkettungen und historische Thatsachen fast geheiligte Wohnstätte, war nun das Eigenthum eines gewissen Sir Philipp Jocelyn — eines glänzenden jungen Barons,

welchen die Natur mit schönem Angesicht, offenen, furchtlosen, meist lächelnden Augen, und einer stattlichen Gestalt belehnt hatte; und der außerdem ein toller Schütze, sorgloser Heckenreiter und ein ganz leidlicher Kunstkenner war.

Sir Philipp Jocelyn war nicht, was man gemeinhin einen geistreichen Mann nennt. Eine Steeplechase auf dem Gemeindegrund von Shornkliffe interessirte ihn mehr, als die neueste politische Broschüre, und hätte diese selbst Herrn Stuart Mill zum Verfasser gehabt. Die neuesten Vervollkommnungen Herrn Manton's, des Gewehrfabrikanten, lagen ihm näher als die letzt erschienenen Poesien eines lorbeergekrönten Dichters; und wenn der Zufall ihn bei Tische neben eine Dame setzte, die gar zu dunkelblaue Strümpfe trug, konnte er wohl ein wenig um die kleine Münze geistreicher Unterhaltung in Verlegenheit kommen. Indeß schien der junge Baronet, trotz dieser waidmännischen Neigungen, durchaus nicht etwa ein Tölpel. Die Jocelyn's waren nun einmal seit etwa sechs Jahrhunderten geborne Reiter, waren wilde Jäger, seit man die Feuerwaffe erfand; doch hatte Sir Philipp's Gattin, wenn er erst diese holde

Vermehrung seines Hausstandes sich errungen, nicht zu fürchten, daß sie geringer geschätzt werde, als sein bestes Pferd. Bis jetzt hatte er allerdings sehr wenig über die künftige Lady Jocelyn nachgedacht. Eine unbestimmte Idee sagte ihm, daß er heirathen müsse, wie die übrigen Jocelyn's, und daß er mit seinem Weibe glücklich leben werde, wie seine Ahnen glücklich mit den ihren gelebt, mit Ausnahme jedoch eines furchtbaren Mannes, Namens Hildebrand Jocelyn, der, in ferner mittelalterlicher Zeit, seine rechteigene Gattin auf ungegründeten Verdacht hin aus einem Balkonfenster geworfen haben sollte, das über dem Wasserfall hing, und welcher sich darauf, der Sage nach, mit seinen Nägeln ein Grab unter dem Felsen grub; und ferner erzählt man sich, daß des unglücklichen Opfers weißes, geisterhaftes Abbild in einer bestimmten Nacht des Jahres aus dem feuchten Staub des Wasserfalles schwebend aufsteige.

Sir Philipp also dachte, daß er einmal wohl heirathen werde, und kümmerte sich inzwischen wenig um die schönen Töchter des Landes, die er hin und wieder bei Wettrennen, Bogenschießen, Blumenausstellungen, Mittagsessen und Schützenbällen antraf.

Sein Herz war ganz und unverletzt, und wenn er von seinen Fenstern in das schöne Land hinausschaute, das, so weit das Auge reichte, sein eigen war, so dachte er, die Welt, über die manche Leute solch' unseliges Geschrei machten, sei im Ganzen doch ein höchst angenehmer Aufenthalt, der wenig enthalte, was einen jungen Kerl ärgern könne. Er richtete sich in Jocelyn-Fels ein Atelier zum Malen her, und da konnte er stundenlang, leis ein Liedchen singend, vor der Staffelei stehen und sich Jagdscenen oder arabische Reiter, die er in der Wüste einst angetroffen, oder schönäugige Italienerinnen malen; er fand vielerlei heitere Gegenstände für seinen Pinsel und brachte sie stets unter einen wolkenlosen Himmel von Ultramarin, mit orange- und karmoisinfarbenen Streifen darin, welche den Sonnenuntergang vorstellten. Er war kein großer Maler, noch war überhaupt irgend ein Element von Großheit in seiner Natur; aber er malte sorglos, wie er ritt; seine Stoffe waren fröhlich und klar; und seine Bilder gehörten fraglos zu der Gattung, welche nicht zu sophistische Leute bewundern und nett finden.

Er war ein sehr heiterer junger Mann, und dies

gab vielleicht seinem Wesen das höchst Anziehende; keine Gewalt der Mode oder des Junkerthums würde ihn zu der eigensinnigen Blasirtheit verleitet haben, welche jetzt so viel von der modernen Jugend herausgekehrt wird. Tanzte er? Natürlich! und mit Leidenschaft. Sang er? Nun, so gut es ging; er hatte einen reichen Bariton, der in feuchter Dämmerstunde, auf weidenumschattetem Wasser, mit begleitendem Ruderschlag sich besonders vortheilhaft geltend machte. War er viel gereist? Nun gewiß, und er schwärmte für den Continent! Die lieben alten unvollkommenen Wirthshäuser, und die geldpressenden Wirthe, und die unersättlichen Kommissionäre, — nein diese bezaubernden Kommissionäre! und die lieben, schläfrigen Bahnzüge, mit dem drolligen Beamten, der ein Kauderwelsch von Deutsch spricht, und dem andern Mann, der immer nach seinem Gepäck sucht. Entzückend! Und die lieben kleinen Bauermädchen mit weißen Mützchen, die so göttlich hübsch in einiger Entfernung unter sonnigem Himmel aussehen, und die solche Wunder von Häßlichkeit werden, wenn man sie innerhalb von vier Wänden vor sich sieht. Und die lieben klapperigen Posten, mit einem Lederzeug, das nicht

der Rede werth, und dafür solche Masse alter Stricke! und die schlechten Weine, und der Staub, und die Kathedralen und die Bettler, und die Trente- und Quarante-Tische — kurz Alles! Sir Philipp sprach von dem Universum, wie ein junger Gatte von seiner Frau, der ihrer Schönheit nicht müde wird und ihre Fehler nicht sieht!

Die Armen um Jocelyn-Fels beteten den jungen Grundherrn an. Der Arme liebt glückliche Menschen, wenn sie nicht übermüthig im Glücke sind! Philipp war reich, und er gab von seinem Reichthum königlich; er war glücklich, und er theilte sein Glück so freigebig mit als sein Geld. Von einer Kiste ausgewähltester Manillas konnte er die Hälfte irgend einem bettlägerigen Invaliden geben, und eine Flasche des berühmten Jocelyn-Madeira trug er in der Tasche seines Jagdrocks einer armen Arbeitsfrau zu, deren Kind krank dahinsiechte. Mit einem Ackerbauer saß er wohl eine Stunde lang und erzählte von fremdländischer Feldbestellung, und Pathe war er — durch Prokuration — bei der Hälfte aller flachshaarigen Bälge, die im Umkreis von zehn Meilen einherliefen. Keine Sünde, kein selbstischer Leichtsinn hatte die

Sauberkeit seines klaren Lebens befleckt. Kein verzweifelndes Landmädchen hatte je seinen Namen verflucht, ehe sie sich in das düstre Wasser eines stillen Mühlenteiches stürzte. Die Menschen liebten ihn und er verdiente ihre Liebe, und war ihrer Achtung werth. Er hatte in Oxford keine hohen Grade erworben; aber die strengsten Beamten lächelten, wenn sie von ihm sprachen, und riefen sich die knabenhaften Tollheiten zurück, die man an seinen Namen knüpfte; einem kranken Aufwärter hatte er hier eine Lebensrente ausgesetzt, und die Lieferanten priesen sein correktes, freigebiges Zahlen. In seinem ganzen Leben hatte er wohl nie Jemand einen Schmerz, eine Kränkung angethan, — es wäre denn jenem bäuerischen Vetter, der scheel auf des Baronets blühende Gesundheit sah, welche seinen Erbaussichten wenig Hoffnung gab.

Der erbsüchtige Vetter hätte in wüthiger Ohnmacht die Zähne geknirscht, wenn er die Krisis geahnt, die in Baron Jocelyn's Leben kurz nach der Heimkehr Herrn Dunbar's heraufzog; eine in der Jugend sehr gewöhnliche und leicht von ihr geachtete Krisis: aber dennoch eine sehr ernste, oft sehr furchtbare Entscheidung!

Die Liebe kam über den jungen Herrn von Jocelyn-Fels. Die ganze Poesie seiner Natur, all' seine besten Gefühle vereinigten sich zu einer heißen Leidenschaft. Sir Philipp liebte! Die alte Zauberin winkte mit ihrem Stab, und die Welt wurde ihm ein Feenland — ein Eden, das all' sein Licht und seine Strahlen von dem Angesicht eines Weibes erhielt. Die alte, alte Geschichte! Kann man dennoch davon reden? Dieser ewigen Geschichten vom Sehen und Lieben?

Sie ist sehr schön, diese plötzliche Liebe, die geboren wird mit dem ersten Blick auf ein edles Menschenantlitz, das für uns erschaffen scheint; und doch ist sie wohl der großen Passion geringere Gestalt: die mit der Anerkennung beginnende Liebe, die, welche langsam aus unserer Kenntniß von des Geliebten Werth emporwächst, diese ist sicherlich die reinere, heiligere. Diese Liebe, deren allmäliges Werden wir selten bewahren, — selten schnell erkennen, — diese Liebe, die herbeizieht, — uns unbewußt, — wie das dämmernde Morgenlicht, sie wurzelt tiefer und wächst zu einem mächtigeren Baum, als jene holde Wunderpflanze mit ihren heißen Blüthenkelchen,

ihrer farbenreichen Herrlichkeit, die wir das Sehen und Lieben nennen. Die köstliche, exotische Blüthe mag vielleicht dem Baume fehlen, aber seine Wurzeln liegen tief im Herzen und halten es umklammert.

Wer beim ersten Anblick liebt, den gewinnen meist veilchenblaue, zärtliche Augen, ein griechisches Profil und so fort. Wer ein Weib liebt, das er länger gekannt und beobachtet, liebt sie, weil er in ihr die Reinste und Wahrhaftigste ihres Geschlechts sieht. Diese Liebe ist Glaube; er kann an ihr nicht zweifeln, weil er sie über allen Zweifel hoch hält.

Philipp Jocelyn und Laura Dunbar sahen sich zuerst in jener Mittagsgesellschaft, welche der Millionär den Nachbarn zur Feier seiner Heimkehr gab. Auf dem Balle walzten sie miteinander; der junge Mann hatte das Walzen jenseits der Alpen gelernt, und Laura zog ihn allen übrigen Tänzern vor. Bei dem ländlichen Morgenfest trafen sie sich von Neuem, und ließen sich hier von einer theatralisch aussehenden Zigeunerin, die man für diesen Zweck von London importirt hatte, ihre Zukunft enthüllen. Die schlauen Prophezeihungen brachten holdseliges Roth auf die Wangen der jungen Dame, und lieferten Philipp eine

vortreffliche Gelegenheit zu bemerken, daß es ein köstlicher Effekt sei, wenn schwere braune Wimpern sich über tief-blaue Augen senkten. Sie sahen sich wieder und wieder, hier und dort — und der Baronet liebte des Millionärs schöne Tochter.

Er liebte sie mit wahrhaftiger Ergebenheit, in seiner eigenen tollköpfigen Weise; denn er war ein ächter Jocelyn — stürmisch — hochgespannt, verwegen und seit den Festlichkeiten in Maudesley träumte und dachte er nur Laura. Von dieser Stunde an beunruhigte er die Umgegend der Abtey. Ein Reitweg führte durch den Park nach einem kleinen Dorfe, Namens Lisford; und wenn das urwüchsige kleine Dörfchen dieser schönen Erde schönster Fleck gewesen wäre, Sir Philipp hätte es kaum häufiger besuchen können, als er that.

Der Himmel mag wissen, was an den schattigen einförmigen Straßen, an der niederen Markthalle und ihren mit dem Jocelyn-Wappen gekrönten eisernen Thüren ihm so reizend schien. Das reichliche Gras zwischen den Steinen, — der wie in Epheu eingeschlossene Kirchthurm, die kleinen, vor Alter schiefen Giebeldächer, — es war schwerlich ein Ort,

der dem Lord von Jocelyn-Fels, dem im vollen Glanze seiner Jugendlichkeit stehenden Standesherrn, viel Anziehendes bieten konnte, und sonderbarer Weise ritt Sir Philipp jetzt die Woche wenigstens dreimal dorthin. Der kürzeste Weg von seinem Schlosse nach Lisford war die große Straße; aber es kam ihm so sehr auf den kürzesten nicht an. Er zog den angenehmen Reitweg durch den Park von Maudesley-Abtey vor, den Weg durch dieses entzückende grüne Arkadien, wo die gewölbten Zweige der alten Ulmen süße Dämmerung verbreiteten, die nur zuweilen durch einen Sonnenblick gebrochen war; wo das gefiederte Farrnkraut beim leisesten Flüstern des herbstlichen Windes erzitterte; wo die Tannen kräftigen Wohlgeruch verbreiteten; wo durch das Unterholz hier und dort das blaue Wasser eines Teiches schimmerte, dessen Spiegel die flach-großen Blätter wilder Wasserpflanzen halb zudeckten; wo hohe, feierliche Kirchenstimmung war; und — wo Sir Philipp Jocelyn höchst wahrscheinlich Fräulein Laura Dunbar antreffen konnte.

Er traf sie dort recht oft. Nicht allein, denn Dora Macmahon war zuweilen gegenwärtig, und die

treue Mrs. Madden blieb stets zur Hand, um den Anstand zu wahren und die Angelegenheiten der jungen Herrin mit scharfem Auge zu überwachen. Aber unglücklicher Weise war die gute Seele sehr wohlbeleibt und etwas asthmatisch, so daß Miß Dunbar zwar keine ergebenere, aber sicherlich eine beweglichere Duenna hätte haben können. Und ferner geschah es auch, daß Miß Dora einige praktische Illustrationen jenes alten Sprüchworts erlebte, welches behauptet, daß unter Dreien meist Einer zu viel sei; in Folge derer sie sich gewöhnt hatte, ihre Bücher mit in's Freie zu nehmen, und in irgend einem schattigen Winkel zu lesen, während Laura in die wilderen Regionen des Parkes tauchte.

Unter dem Dache sich wölbender Ulmen, beim Geflüster zitternder Farren begegneten sich in diesen sonnigen Herbsttagen die Beiden sehr häufig. Wie es sich von selbst versteht, wie das immer ist, waren diese Begegnungen äußerst zufällig, doch mochten sie wegen ihrer Ungewißheit nicht minder angenehm sein. Sie waren es vielleicht nur desto mehr: durch das köstliche Fieber der Erwartung, welches zwei junge pochende Herzen in fortdauernder Gluth erhielt; durch

Laura's plötzliches, schreckhaftes Erröthen, das ihre hohe Schönheit noch erhöhte; durch Philipp's frohes Aufschrecken, wenn er die schlanke, königliche Gestalt unter dem Schatten der Bäume herannahen sah. Wie vollkommen sie war, wenn die langen Falten ihres Kleides über das Gras flossen, und ein flackerndes Leuchtfeuer von Sonnenlicht in ihrem goldenen Haar zitterte! Zuweilen trug sie einen kleinen kecken Hut mit aufgeworfener Krämpe und Pfauenfeder, — zuweilen einen breit abfallenden gelben Strohhut, mit flatternden Bändern und leicht nickendem Federgras. Pluto, der Liebling, war immer in ihrer Nähe, und meist begleitete sie noch irgend ein Band Novellen oder dergleichen, denn leider ist es nicht zu leugnen, daß diese junge Erbin sehr leichtsinnig war, und lieber Romane las, als sich mit ernsten Geschichtsstudien und den Naturwissenschaften abgab. Sie verbrachte ihre Tage in holdem Müssiggang — lesend, zeichnend, spielend, singend; und heiter — geschwätzig mit der alten Madden, mit Dora und Arthur verkehrend, wie es sich nun eben traf. Das schöne Vollblutpferd, ein Geschenk des Großvaters, benutzte sie nur sehr selten, denn Dora Macmahon war in Folge einer engsin-

nigen Erziehung keine Reiterin, und so hatte Laura nur den alten eisgrauen Groom zur Begleitung, der vierzig Jahre lang hinter Sir Percival hergeritten war.

Wenn Philipp, auf seinem Wege nach Lisford den Damen im Park begegnete, stieg er stets ab, und geleitete sie, das Pferd am Zügel führend. Mitunter auch fand er sie zeichnend; auf Feldstühlen sitzend, suchten sie Baumschlag und Lichteffekte zu studiren. Bei solcher Gelegenheit nahm Philipp seinen Platz hinter Miß Dunbar und unterrichtete sie in der Perspektive; denn es fand sich bald, daß Dora viel besser zeichnete, als die Schwester, und daher seines Raths wenig bedurfte!

Allmälig wurde dies ein gewohntes Abkommen. Man setzte feste Stunden für diese Kunststudien an; Philipp brauchte nicht mehr nach Lisford zu gehen, und konnte sich begnügen, an jedem schönen Morgen im Park von Maudesley abzusteigen. Er erklärte Laura für eine sehr gelehrige Schülerin, aber auch bei weniger Geschick würde er wahrscheinlich Geduld gehabt haben.

Wie schildert man mit Worten das selige Glück

dieses Verkehrs; das gegenseitige Vergnügen an dem Unterrichte; Laura's flehende Miene, wenn sie fand, daß der Schatten einer Schloßruine bedeutend von den Konturen der Ruine selbst abwich, oder daß eine entfernt liegende Reihe Pappeln unzweifelhaft schief war. Und dann das Anspitzen der Stifte, das Brotgekrümel, das Suchen nach dem verlorenen Gummi, das Mischen der Wasserfarben, das Zurechtsetzen der Palette auf dem Daumen der hübschesten Hand, die je unter der schüchternen Berührung eines Lehrers erzitterte.

Aber September und October sind Herstmonate; und ihr holdester Sonnenschein ist nur noch eine Täuschung im Vergleich mit der sicheren Glorie des Juli. Es wurde für Malstunden unter Ulmenschatten doch etwas zu kalt, und die Verabredungen zwischen Laura und dem gewissenhaften Lehrer mußten eingestellt werden.

„Mein Fräulein darf sich nicht erkälten, Herr, um alle Perspektive der Welt nicht," sagte die alte Elisabeth. „Ich sprach darüber zu Herrn Dunbar, aber Du mein Himmel, das war so gut, als wollte ich mit einem Klotz reden. Wenn Miß Laura jetzt

hinaus geht, muß sie sich warm kleiden und tüchtig umherlaufen; es fehlte noch, daß sie sich um ein paar unnütze Baumstümpfe und solche Kindereien das Fieber holte!"

Mrs. Madden hatte in den letzten Wochen täglich des jungen Mannes Erklärung erwartet, und täglich sah sie sich getäuscht; und doch zweifelte sie nicht an seinen Empfindungen. Ihr scharfes Auge hatte sie lange erkannt, ehe Laura's schüchternes Herz ihr verrieth, daß sie geliebt sei. Nun, warum sprach er denn nicht? Wer war eine geziemendere Braut für den Lord von Jocelynfels als die königliche Laura Dunbar mit ihrer glänzenden Mitgift von Schönheit und Reichthum?

Von diesen ehrgeizigen Hoffnungen erfüllt, hatte Frau Madden ihr Wächteramt mit soviel Discretion versehen, daß dem jungen Paar hinreichende Gelegenheit zu flüsternden Geschwätz, zu süßem Geheimniß geblieben war. Aber in all' diesen Unterhaltungen hatte Sir Philipp kein Wort von einer Bewerbung gesagt. Er war so glücklich, so schrankenlos glücklich! daß nichts so geschäftsmäßig alltägliches wie ein förmlicher Heiraths-Antrag in seinen Sinn kam.

Liebte er sie denn? O, gewiß, mehr als er vor ihr ein menschlich Wesen geliebt; kaum jenes zarte Geschöpf ausgenommen, dessen unklar-schönes Bild aus den Träumen und Wirklichkeiten seiner Kindheit in verschwimmenden Umrissen hervortauchte, — jene blasse Frau, die er eben Mutter zu rufen gelernt, als sie aus dem Leben schied.

Erst mit den kalten Tagen, welche den Aufenthalt im Freien unterbrachen, fiel es Sir Philipp ein, daß er an das Geschäftliche der Sache denken müsse.

„Man wird natürlich mit dem Banquier reden müssen, und was des Unbequemen mehr sein mag," dachte er, als er, gedankenvoll den Bart streichend, in die verglühenden Kohlen seines Kaminfeuers sah. Der junge Mann hatte keine sonderliche Vorliebe für Herrn Dunbar's Gesellschaft. Zwar war dieser äußerst verbindlich, äußerst höflich; aber es lag in seinem steifen Lächeln, und seiner überlegten Rede eine Kälte, die wie Reif auf des Jünglings Warmlebigkeit fiel.

„Er ist ihr Vater, und ich bin bereit, den Staub von seinen Schuhen zu wischen, wenn er's verlangt;

weil er ihr Vater ist; und doch, wer weiß, woran es liegt, kann ich nicht recht mit ihm fertig werden."

Nein, zwischen diesen Beiden konnte keine Uebereinstimmung sein; es war eben Alles in ihnen entgegengesetzt; und als der offenherzige junge Landedelmann, dessen höchste Lebenshoffnung es war, Dunbars Schwiegersohn zu werden, es versucht hatte, sich dem Vater der Geliebten zu nähern, war er vor dem Außenwerk formvollen Ceremoniels zurückgeprallt.

Als jedoch Sir Jocelyn nach vielem Zögern und Ueberlegen sich eines Morgens dem Banquier vorstellte, und ihm sein Wünschen darlegte, — wobei er von Zeit zu Zeit einhielt, und in das Hutfutter und auf den Namen des Fabrikanten starrte — wie wenn dieser ihm in mystischem Zusammenhange Worte und Gedanken eingeben solle — da war Herr Dunbar überraschend freundlich.

„Würde er Sir Philipp die hohe Ehre erweisen, ihm der Tochter Glück anzuvertrauen?"

„Würde er den unaussprechlichen Segen des Besitzes dieser theuren Hand ihm gönnen?"

Nun natürlich würde er das, vorausgesetzt, daß Laura damit einverstanden sei. In solcher Angelegen-

heit habe Laura die erste Stimme. Er habe nie beabsichtigt, die Neigung seiner Tochter zu bestimmen; er wünsche, daß sie nach ihres Herzens Wahl heirathe — immer angenommen, sie wähle einen Mann von Ehre."

Herr Dunbar seufzte müd', als er dies sagte, doch war man dies Seufzen an ihm gewohnt, und gelegentlich hatte er es wohl schon als mit seinem Leberleiden in Verbindung stehend erklärt.

„Ich wünsche Laura zu verheirathen," sagte er, und ich werde glücklich sein, wenn ich sie unter dem Schutz eines gütigen Gatten weiß."

Sir Philipp sprang auf mit freudestrahlendem Antlitz und wollte des Millionärs Hand ergreifen, aber dieser wehrte ihm mit gebietender Kühle.

„Guten Morgen, Sir Philipp; ich bin ein elender Gesellschafter und bleibe gern allein. Sie werden Miß Dunbar in dem braunen Wohnzimmer finden. Erklären Sie sich ihr, so bald Sie wollen, und lassen Sie mich das Resultat der Unterredung wissen."

Nicht oft wird die Erbin einer Million so leicht

losgeschlagen. Philipp Jocelyn, als er das Zimmer des Banquiers verließ, wandelte auf Wolken.

„Wer hätte geglaubt, daß er solch' prächtiger, alter Bursche ist?" dachte er. „Ich erwartete einen Ocean kalten Wassers, statt dessen schickt er mich geradeswegs zu meinem Engel, — läßt mich werben und gewinnen — wenn ich kann! Wenn ich kann? Vielleicht liebt sie mich nicht, — vielleicht ist sie nur eine schöne Coquette, die es gern sieht, wenn man um ihrethalben verrückt wird. Nein, das kann ich nicht glauben, — so niedrig will ich nicht zweifeln, — sie ist nichts sonst, als ein Engel an Reinheit und Wahrhaftigkeit."

Aber trotz dieses hohen Glaubens sank der Muth des Barons sehr tief, als er in das braune Zimmer trat, und Miß Dunbar in dem Nischenfenster saß, von Sonnenschein umflossen, der ihr goldenes Haar, die Falten ihres violetten Seidenkleides verklärte; sie hatte gezeichnet, aber die Hand mit dem Stift war müßig auf ihren Schoß gesunken, der Kopf träumerisch gesenkt und hinaus gewendet nach dem farbenvollen, herbstlichen Garten.

Sein Schritt ließ sie auffahren; der Stift entfiel den unthätigen Fingern; sie erhob und wendete sich zu dem Eintretenden, und jetzt war das eben noch umschattete Antlitz in leuchtendem Glanz; ein Lächeln flog darüber — ein tiefes Erröthen, — und es mußte beredt sein, dieses Lächeln, denn Philipp, der kein Geck war, schien plötzlich zu wissen, daß er geliebt sei. Es waren kaum noch Worte nöthig, und doch wurden deren viele ausgetauscht. Schwerlich saßen je glücklichere Menschen neben einander, als diese Beiden, — wie sie so hinzögerten bis in den Sonnenuntergang hinein, der Sir Philipp erinnerte, daß er die Grenzen eines Morgenbesuchs denn doch bedeutend überschritten habe.

So hatte der Lord von Jocelyn-fels nicht umsonst geworben. Früh am nächsten Morgen erschien er nochmals vor Henry Dunbar, diesen um eine baldige Hochzeit zu bitten. Der Banquier sagte bereitwillig zu.

„Die Trauung mag in der ersten Woche des November stattfinden,“ sagte er. „Ich bin des Aufenthalts in Maudesley müde und möchte gern nach

dem Continent. Natürlich werde ich bleiben, bis ich der Verheirathung meiner Tochter beigewohnt."

Philipp war glücklich über den frühen Termin. Er eilte mit der Nachricht zu Laura und wurde dort von Mrs. Madden mit Entrüstung über die unceremoniöse Weise, in welcher man die Dinge arrangirte, aufgenommen.

„Wo bekommen wir in dem Augenblick den Trousseau meines Fräuleins her? — möcht' ich wissen. Ihr Herren versteht was rechts davon. Da hilft kein Reden, Mylord; es lebt kein Schneider, der es unternimmt, in weniger als einem Monat die Toilette für die Lady eines Baronets anzufertigen.

Aber Mrs. Madden's Einwendungen wurden schnell besiegt, und im Grunde war die anhängliche Seele auch sehr befriedigt, daß ihre Gebieterin einen so vornehmen Gatten gewählt. Ihren alten Günstling Arthur Lovell vergaß sie vollkommen und dachte nur an die große Angelegenheit der hochzeitlichen Ausrüstung. — Von der größten Modehandlung Londons traf ein Abgesandter ein, dem man ungeheure Ausführungen in Sammet und Seide, Gaze

und Spitzen auftrug. Eine französische Modistin erschien ebenfalls eines schönen Morgens in Maudesley und die arme Laura hatte sich für die Dauer von einigen Stunden der Qual des „Anversuchens“ zu unterziehen, während Mrs. Madden und Dora alle Farben des Regenbogens durchnahmen und womöglich noch einige Zusammenstellungen dazu erfanden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein neues Leben.

Zum ersten Male in ihrem Leben erfuhr Margarethe Wilmot, was es heiße, Freunde zu haben, wahrhaftige und ernste Freunde, die für ihr Wohl und Wehe Sorge trugen und ihrer Zufriedenheit sich widmeten. In ihrem Falle begegnete ihr allerdings noch mehr als Freundschaft, noch Höheres und Heiligeres — die reine und selbstlose Liebe eines ehrlichen Mannes.

Clement Austin, der Kassirer des Hauses Dunbar, Dunbar und Balderby, war der einfachen braunäugigen Musiklehrerin in Liebe zugethan; sie hatte ihn interessirt und er beobachtete sie lange, ehe er sich der eigentlichen Natur seiner Empfindungen bewußt wurde. Das Mitleid sprach zuerst. Er bemitleidete

sie wegen ihres harten Lebens, ihrer Verlassenheit, ihrer Schönheit, welche letztere zweifellos sie manchen Gefahren aussetzte. Und wenn ein Mann erst darauf kommt, ein schönes Mädchen zu bemitleiden, so hat er sich moralisch schon auf ein gespanntes Seil gestellt; und er muß ein psychischer Blondin sein, wenn er mit einiger Sicherheit auf der schmalen Linie gehen will, die ihn von dem Abgrund der Liebe trennt.

Es giebt nicht viele Blondins, weder in eigentlicher, noch in übertragener Bedeutung, und die Folge davon ist, daß von zehn neun der Herren, die sich in diese gefahrvolle Position setzen, das schmale Seil recht schlüpfrig finden, und ehe sie zwanzig Schritte machten, über Bord plumpsen bis auf den allertiefsten Boden des Abgrundes, und also bis über die Ohren in Liebe sind, ehe sie wissen, wie ihnen geschehen.

Clement Austin fiel in die Liebe zu Margarethe Wilmot; seine zarte Hochachtung, seine rücksichtsvolle Ergebenheit waren dem einsamen Mädchen süß und neu, und unter diesen Verhältnissen war es nicht zu befürchten, daß er hoffnungslos liebte.

Er eilte nicht mit der Erklärung, denn er hatte

einen mächtigen Alliirten an seiner Mutter, die ihm eine Negerin oder nordamerikanische Indianerin heimzuführen gestattet haben würde, wenn solche Braut zu seinem Glücke nöthig gewesen wäre.

Mrs. Austin entdeckte sehr bald ihres Sohnes Geheimniß, und er hatte auch wenig Sorgfalt gezeigt, es der nachsichtigen Mutter, die von je seine Vertraute gewesen, zu verbergen.

Sie gestand wohl zu, daß sie eine mit mehr weltlichen Vortheilen ausgestattete Braut lieber gesehen hätte, aber wenn dann Clement betrübt drein schaute, schmolz das Mutterherz und sie erklärte, daß, wenn Margarethe nur so gut sei, als schön, und ihren theuren, großherzigen Jungen innig liebe, sie nichts weiter verlangen wolle.

Es blieb immerhin ein glücklicher Zufall, daß sie von Joseph Wilmot's Antecedentien nichts wußte; sie würde sonst wahrscheinlich strenge Einwendungen zu der Verbindung ihres Sohnes mit einem Mädchen gemacht haben, dessen Vater einen großen Theil seines Lebens als Sträfling verbracht.

„Wir wollen der Mutter nichts von der Vergangenheit erzählen, Miß Wilmot,“ sagte Clement

Austin, außer, was Sie selbst betrifft. Lassen Sie die Geschichte Ihres unglücklichen Vaters ein Geheimniß zwischen Ihnen und mir bleiben. Die Mutter hat Sie sehr gern; es wäre mir leid, wenn ihre Vorurtheile angeregt würden. Ich wünsche, daß sie Sie täglich lieber gewinne."

Sein Wunsch wurde ihm gewährt, denn die gutmüthige Frau neigte sich dem jungen Mädchen immer wärmer zu. Sie schätzte deren musikalisches Talent als ein ganz ungewöhnliches, und schlug Margarethen eine nahe gelegene, hübsch möblirte Wohnung vor, damit sie sich hier in Klepham als Klavierlehrerin niederlasse.

„Ich kann Ihnen viele Schülerinnen verschaffen, meine Liebe," sagte Mrs. Austin, „denn ich lebe seit dreißig Jahren in diesem Viertel, und kenne fast die ganze Nachbarschaft. Sie dürfen nur mäßige Preise stellen, dann werden die Leute Ihnen mit Freuden ihre Kinder schicken. Ich werde eine kleine Abendgesellschaft arrangiren, damit meine Freunde Sie spielen hören."

Die Gesellschaft wurde gegeben und Margarethe erschien in einem alten Kleidchen von schwarzer Seide,

das lange schon in ihrem Schranke hing, und welches das grelle Tageslicht wohl sehr schlecht vertragen haben würde. Aber in dem Scheine von Mrs. Austin's Wachskerzen sah sie doch hübsch und elegant darin aus, und die Aristokratie von Klepham erklärte, daß die „junge Person", welche Mrs. Austin und deren Sohn da aufgefunden, wirklich recht angenehm aussehe.

Aber als Margarethe spielte und sang war man entzückt, man mochte wollen oder nicht. Die Stimme war ein reicher, tiefer, melodischer Contra-Alt, und ihr Spiel hatte Glanz, und, was seltener ist, vielen Ausdruck.

Mrs. Austin, welche hin und her ging, um die Meinungen der Gäste zu erfahren, fand, ehe der Abend verflossen, daß der Erfolg ihres Schützlings eine vollendete Thatsache sei.

Margarethe bezog noch im Laufe der Woche die neue Wohnung, und nach Ablauf von vierzehn Tagen beschäftigten schon etwa ein Dutzend Schülerinnen ihre Zeit und ließen sie mehr, als für ihre einfachen Bedürfnisse nöthig war, verdienen.

Sonntags speiste sie bei Mrs. Austin, und das

waren schöne Tage für Clement und das Mädchen, das er einst sein Weib zu nennen hoffte.

Der schöne Comfort des Wohnzimmers, die friedliche Ruhe des sonntäglichen Abends bei Lampenlicht und zugezogenen Vorhängen, die geistige Unterhaltung, das trauliche Geschwätz — es war für Margarethe Alles neu und angenehm.

Hier lernte sie zuerst die „Heimath" begreifen; ein wirkliches Daheim, in dem nichts als Einigkeit und Friede war; keine Alles überschattenden Befürchtungen, keine quälende unausgesprochene Reue, keine halbverrathenen Geheimnisse, die doch immer — immer am Herzen nagten. Aber in all' diesem Behagen vergaß Margarethe Henry Dunbar nicht. Sie hörte nicht auf, ihn schuldig zu glauben. Ruhig und sanft im äußeren Betragen, begrub sie ihr Geheimniß und ihre Ueberzeugung in ihrer Brust.

Clement Austin hatte ihr hierbei all' seine Hülfe, seinen Rath gegeben, doch gelangten sie zu nichts. Das Verschiedene, was gegen Dunbar zeugte, genügte nicht, ihn zu verurtheilen. Der junge Mann hatte sich mit den Spähern der Polizei in Verkehr gesetzt; doch schüttelten sie den Kopf und entließen ihn höflich

— in dem, was er ihnen mitzutheilen vermochte, war nichts, womit sie Herrn Dunbar zu überführen hoffen konnten.

„Ein Gentleman mit einer Million im Vermögen begiebt sich nicht in des Henkers Gewalt, oder er müßte sehr hart gedrängt werden,“ sagte der Polizeibeamte. Der Beweggrund ist's, wonach man in solchen Fällen sehen muß, Herr. Und wo ist Herrn Dunbar's Beweggrund, diesen Menschen zu ermorden?“

„Das Geheimniß, welches Joseph Wilmot besaß.“ —

„Bah, mein lieber Herr! Henry Dunbar hätte die Mittel, alle Geheimnisse der Welt zu kaufen. Geheimnisse sind wie andere Waarenartikel: man hält sie, um sie sich bezahlen zu lassen. Guten Morgen!“

Hiernach sagte Clement Margarethen, daß es ihr von keinem Nutzen sein könne. Der Todte müsse in seinem Grabe ruhen; es sei wenig Hoffnung, daß das Geheimniß seines Schicksals durch menschliche Einsicht ergründet werden könne.

Aber Margarethe vergaß nicht, sie wartete nur. Ein Entschluß war immer vorherrschend in ihren

Gedanken: sie wollte Henry Dunbar sehen; und, wenn sie vor ihm stand, von Angesicht zu Angesicht ihn kühn als ihres Vaters Mörder anklagen. Wenn er dann nicht stammelnd zurückwich, wenn sie Schuldlosigkeit in seinen Zügen las, wollte sie aufhören, ihn anzuzweifeln, und glauben, daß Joseph Wilmot seinen grausamen Tod von fremder Hand erlitt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Wettrennen.

Laura Dunbar's Hochzeit wurde auf den siebenten November festgesetzt. Es sollte eine ganz stille Trauung sein. Der Banquier hatte dies als Bedingung Laura sehr bestimmt ausgesprochen. Seine Gesundheit war so gänzlich untergraben, und da wollte er nicht noch einer feierlichen Ceremonie beiwohnen müssen, zu welcher die halbe Grafschaft eingeladen sein würde. Wenn Laura Brautjungfern verlangte, so konnte sie Dora Macmahon und irgend eine Freundin aus der Nachbarschaft haben. Es sollte kein Geräusch geben, keine Oeffentlichkeit. Das Heirathen sei eine sehr heilige Sache, sagte Herr Dunbar, und es werde seiner Tochter nur lieb sein, wenn sie an ihrem Hochzeitstage nicht durch Glanz und Heiterkeit

gestört sei. In Folge dessen waren die Vorbereitungen so einfach, als diese Verhältnisse es mit sich brachten. Sir Philipp war ganz mit den Bestimmungen einverstanden. Er war viel zu glücklich, sich um solche Kleinigkeiten zu bekümmern. Ihm lag nur an dem Segen, der Laura für allezeit sein eigen machte. Es zog ihm nach dem Süden, den er in seinen sorglosen Junggesellentagen so heiter durchstreift, und wo er jetzt an der Seite seiner jungen Gemahlin des höchsten Glückes sich zu erfreuen hoffte.

Das Glück, das sicherlich manches seiner Kinder verdirbt, war diesem jungen Manne besonders wohlwollend gewesen; es hatte ihn mit seinen schönsten Begünstigungen überschüttet, und ihm noch die Fähigkeit gegeben, sich derselben im hohen Grade erfreuen zu können.

Es traf sich, daß auf den sechsten November das Shornkliffer Wettrennen stattfinden sollte; bis vor einiger Zeit wäre dieser Tag für Philipp Jocelyn der wichtigste und glücklichste des Jahres gewesen. Schon im Frühling hatte der Baronet sich verpflichtet, um den Preis eines silbernen Pokals seine Vollblutsstute Ginevra zu reiten. Philipp sah dem Rennen

nun mit besonderem Interesse entgegen, denn es war das letzte, das er ja reiten sollte — das allerletzte. Er hatte Laura das fest versprechen müssen, umsonst war ihr Bemühen gewesen, ihn schon diesesmal zurückzuhalten. Bei alltäglichen Gelegenheiten war sie muthig genug, aber sie liebte ihren Verlobten zu innig, um den gleichgültigen Muth auch für ihn zu haben.

„Ich weiß, Philipp, es ist thöricht von mir," sagte sie, „aber ich kann nicht anders als mich ängstigen. Ich muß an alle Unfälle denken, von denen ich je gehört und gelesen habe. Ich habe jetzt immer von diesen Rennen geträumt. Ach, wenn Sie es nur um meinetwillen aufgeben wollten!"

„Mein Liebling, giebt es etwas, daß ich nicht um Ihretwillen thäte, wenn es in Ehren geschehen kann? Aber dies kann nicht unterbleiben. Sie sehen, ich bin wohlauf und das Pferd ist im besten Zustande. Sie kennen ja seinen flüchtig sichern Schritt, und wissen, wie es neulich den Probelauf machte. Mein Name ist vor sechs Monaten für dieses Rennen eingeschrieben, und eine Menge Bauern und Landleute haben ihr Geld auf mich gesetzt; die armen Bursche

würden Alle verlieren, wenn ich jetzt im letzten Augenblick abfiele. Sie wissen nicht, was „Wetten" heißt, theuerste Laura. Ich muß reiten, und zwar reiten, um zu gewinnen."

Miß Dunbar wußte, was diese letzten Worte zu bedeuten hatten, und war genöthigt, sich mit des Geliebten Versprechen, daß dies das letzte Rennen sein solle, zu begnügen.

Der Tag erschien endlich mit blasser Novembermiene, mild, aber nicht sonnig. Der Himmel war von dichtem Grau und schien ganz nahe über der Erde zu hängen. Die Mützen und Jacken der reitenden Gentlemen bildeten bunte Flecken auf diesem grauen Himmel, und die Toiletten der Damen belebten die ebene Scene.

Die Bahn bildete ein mächtiges Oval und dehnte sich über verschiedentliche Wiesen nud Felder aus. Sie war leidlich flach, nur die Sprünge und Hindernisse schienen recht ansehnlich. Laura hatte am vorhergehenden Tage mit Sir Philipp den ganzen Grund besichtigt, und mit Schrecken die hohen Barrièren und die breiten Gräben voller schmutzigen Wassers bemerkt. Er aber nahm es leicht, und versicherte

sie, die Sprünge seien kaum der braunen Stute würdig.

Der Rennplatz war nicht überfüllt, doch befanden sich zu beiden Seiten der Stricke eine ansehnliche gemischte Menge von Zuschauern, — Soldaten aus den Shornkliffer Kasernen, Landleute, Müßiggänger aller Art, einige Wagen voller Offiziere und deren Genossen, die in allen denkbaren gefahrvollen Stellungen auf dem Verdecke klebten, und ungemessen Champagner, Bitterbier und Austernsalat vertilgten. Eine einzelne Reihe Equipagen dehnte sich gegenüber der großen Tribüne aus. Es war eine heitere, unterhaltende Scene, wie jeder Rennplatz, und läge er in den fernsten Weltregionen, sein muß, aber sie war sehr ruhig im Vergleich mit dem Grunde von Epsom oder der Ascotheide.

Unter den Fuhrwerken zeichnete sich ein geschlossener Wagen mit einem Paar wundervoller Falben sehr aus. Eine Equipage, die nur durch die einfach edle Vollendung ihrer Ausrüstungen glänzte. Die Chaise war dunkel, mit carmoisin gezeichnetem Wagen. Die Livréen der Bedienten schienen die schlichtesten auf dem Platze, doch ihre gepuderten

Köpfe und ein gewisses unsagbares Etwas des Styles machten sie gegen die übrigen ländlichen Kutscher und Pferdebürschchen vornehm abstechen.

Jedermann kannte die, eine Streitaxt umfassende gewappnete Hand als Henry Dunbar's Wappen. Der Banquier erschien so selten öffentlich, daß ihn immer eine Art von Neugierde umgab, wenn er sich zeigte, und das umherschlendernde Volk bemühte sich auch jetzt, der Kutsche möglichst nahe zu kommen, welche der Herr von Maudesley, in Kaschemirshawls, Tigerdecken und sonstige indische Legitimitäten eingehüllt, inne hatte.

Laura's dringendes Bitten hatte ihn bestimmt, auf dem Rennplatze zu erscheinen. Sie wünschte seine Nähe, und war dabei wohl von der unklaren Vorstellung geleitet, daß sie seiner Hülfe bedürfen könne, im Falle Philipp Jocelyn etwas Schlimmes begegnete — er möchte dann ein Trost, eine Stütze sein. Der Vater hatte ihrem Flehen mit leidlicher Freundlichkeit nachgegeben und war mitgefahren, aber nun er so viel eingeräumt, schien er Alles geleistet zu haben, was seiner frostigen Natur möglich war. Er zeigte kein Interesse an dem Treiben des Tages, sondern

lehnte sich tief in den Sitz zurück und klagte über Kälte.

Die Chaise hielt dicht an der Rennbahn, und Laura, die blaß und ängstlich am offenen Fenster saß, verwendete ihre ganze Sehkraft auf das Wiegehaus und das für das Satteln der Pferde eingehegte Stückchen Rasen. Sie sah die gentlemännischen Reiter dort aus- und eingehen, auch den Einen, an welchem ihr Lebensglück hing, und der in großer Geschäftigkeit sich unter seinen Dienern und Jockeys hin und her bewegte. Jedermann wußte, daß Miß Dunbar im Begriffe stand, sich dem jungen Baronet zu vermählen, und die Leute blickten mit Theilnahme nach diesem blassen Gesicht, das so ängstlich Wacht hielt. Solche waren natürlich dem einfachen Landvolk Angehörige, denen ein Rennen das höchste Fest erschien; auf der andern Seite der Bahn gab es Leute genug, die äußerst wenig nach Miß Dunbar und ihrer Besorgniß fragten, die auch nicht darnach gefragt hätten, wenn der schöne junge Sir Jocelyn hinabgeschleudert und von der Wucht seines Pferdes zerschmettert auf dem Platze geblieben wäre, — vorausgesetzt, daß ihnen der Unfall Gewinn brachte. In jener kleinen Um-

zäumung unter der Tribüne standen die Wettenden — diese sonderbare Brüderschaft, die auf jedem Rennplatze Englands erscheint — dicht zusammen, und das Gespräch über Sir Philipp und seine Mitbewerber war laut und lebhaft.

Unter den Männern, die sich zu jedem Satz bereit zeigten und diese Bereitwilligkeit mit widerwärtigem Lärmen ankündigten, befand sich einer, welcher dieser geringeren Klasse von Wettern, mit der er fraternisirte, sehr wohl bekannt war, und dessen unfehlbare, auf ein sehr kleines Kapital gegründete Speculationen, Keinen mehr von ihnen überraschten. Sie erklärten ihn für den Tüchtigsten ihres Kreises, doch wußte Niemand, wo er lebte und wer er war; auch seinen Namen kannte man nicht, und so wurde er in Ermangelung eines solchen der Major genannt, denn seine kurze Weise, der eng zugeknöpfte Rock, die straffen Beinkleider, und der große Schnurrbart gaben ihm einen gewissen militairischen Anstrich, welcher eben vermuthen ließ, daß der Unbekannte einst zu den Vertheidigern des Vaterlandes gehört haben möge. Ob er Freiwilliger gewesen, oder Officiersrang gehabt, — ob er cassirt worden war, ob er desertirte,

ob man ihn aus dem Regiment getrommelt, Niemand konnte das sagen. Die Leute nannten ihn den Major, und wo er erschien, machte sich der Major durch einen sehr großen weißen Filzhut mit schwarzem Krepbande bemerkbar.

Ohnehin war er groß, der Hut ließ ihn noch länger erscheinen. Seine Kleider waren abgetragen und in jenem Zustande von Schäbigkeit, die den Verdacht erweckt, daß der Mann sich erst in Oel getaucht und dann abpolirt habe. Er trug einen grünlichbraunen Ueberrock mit Pelzkragen, und man meinte, er trage den seit zehn Jahren. Den Hals verbarg er auch beim heißesten Wetter in einen Cache-nez von grober, einst rother Wolle, und über diesen erschien hervorragend, adlerartig, die Nase. Keiner hatte je viel mehr von dem Major gesehen, als diese Nase und den Schnurrbart. Der Hut ging tief in die ohnehin niedere Stirn, und ein Paar dicke schwarze Brauen lagen im Schatten der Krempe. Er nahm den Hut in Gegenwart seiner Kameraden niemals ab und war durchaus ein sehr geheimnißvoller Mann; ja es schien, als ob er sich in diesem Nebel von Geheimniß besonders wohl befand. Der Major hatte

die für das große Ereigniß bereitstehenden Renner ebenso scharf, als deren Jokey's geprüft, und das Aeußere Sir Philipp's und seiner Ginevra hatte ihn so befriedigt, daß er gegen die sämmtlichen anderen Rosse Wetten einlegte, und des Baron's braune Stute für ihn zu rennen gestattete. Er suchte einige Erkundigungen über Sir Jocelyn einzuziehen, der jetzt den Ueberzieher abgelegt, und in der vollen Glorie einer Scharlach-Jacke und schwarz-sammtner Jockey-Mütze erschien. Ein Pächter aus Warwikshire theilte dem Fragenden unter Anderem mit, daß Sir Philipp der Verlobte Miß Dunbar's sei, der einzigen Tochter und Erbin des großen Herrn Dunbar.

Des großen Herrn Dunbar! Der sonst so unerschütterliche Major fuhr bei Nennung dieses Namens ein wenig zusammen.

„Was für ein Herr Dunbar?" fragte er.

„Der Banquier. Er kam im letzten August von Indien." Der Major richtete an den Pächter keine weiteren Fragen; er summte leise vor sich hin, betrachtete scheinbar angelegentlich sein fettiges, schmutzig abgebrauchtes Notizbuch und sprach auch hie und da halblaut mit sich selbst. „Er ist es," murmelte er,

„das trifft sich gut. Ich habe Alles über diese Winchester Angelegenheit aus den Sonntagsblättern erfahren; die ganze Geschichte kann ich mir an den Fingern ausrechnen, und ich wäre ein Narr, wenn ich sie mir nicht zu Nutze machte, wenn ich nicht von Henry Dunbar Geld damit erlangte. Sobald das Rennen vorüber ist, werde ich mir meinen Gentleman einmal ansehen."

Die Klingel ertönte und die sieben Renner brachen mit einem Stoße los; vier voran, drei hinterher. Sir Philipp unter den vier Ersten, hielt die Braune fest im Zügel und mäßigte ruhig deren Ungeduld. Es war sein letztes Rennen, und zu gewinnen ihm eine Herzenssache. Laura lehnte in athemloser Spannung aus dem Wagenfenster, ein mächtiges Fernglas in Händen. Sie sah die Eilenden um die erste Krümmung der Bahn fegen, dann verschwanden sie, und die Minuten, während welcher sie gänzlich aus dem Gesicht blieben, schienen dem armen pochenden Herzen eine Ewigkeit. Das Volk rannte hinweg, sie unten im Grunde die doppelte Barriere nehmen zu sehen, und kam schaarenweis keuchend zurück, als

drei der Renner bei einer neuen Biegung der Bahn wieder sichtbar wurden.

Der Scharlachne hatte jetzt die Spitze. Das ehrliche Landvolk jubelte für den Lord von Jocelyn-Fels. Haben sie nicht ihr Geld auf ihn gesetzt, und sind sie nicht stolz auf ihn — stolz auf sein schönes Angesicht, in welchem inmitten all' seiner Gutmüthigkeit ein gewisser hochtrabender Zug unverkennbar ist, der den Abkömmling der Sachsenkönige wohlkleidet; — stolz auf sein großmüthiges Herz, das mit tausend edlen Aufwallungen seinen Mitmenschen entgegenschlägt. Sie rufen lauter noch, als er an ihnen vorüberfliegt, und nur die umherstäubenden Gras- und Erdstücke es bezeugen, daß Ginevra, schwebend, doch den Boden berührt. Laura sieht die Scharlachjacke einen Augenblick gegen den grauen Himmel aufsteigen, dann sie weiterfliegen, und das ist nun Alles, was von dem gefürchteten Sprunge bleibt, dem sie mit so viel Angst entgegengelebt. — Ihr Herz schlägt noch in unklarem, erstauntem Schrecken, als der Geliebte ruhig an dem Ziele vorüber reitet, und das Volk um sie her es jauchzend verkündet, daß der Sieg kühn und

rechtlich erworben sei. Die andern Reiter kommen sehr langsam nach und sind von jener unbeschreiblichen Schaafsmiene incommodirt, welche den Gentlemen-Jokeys, die nicht gewinnen, eigen zu sein pflegt.

In des Mädchens Augen glänzen Thränen, und sie lehnt sich in den Wagen zurück, ihr glückseliges Antlitz der Menge zu verbergen.

Zehn Minuten später kam Sir Philipp über die Bahn geschritten, mit einem großen silbernen Pokal im Arm, und von bewunderndem Gedränge umgeben, unter welches er eben seine Börse geleert.

„Ich bringe Ihnen den Becher, und nun müssen Sie sich über meinen Sieg freuen. Sie wissen, Liebste, es ist der letzte Triumph meiner Junggesellentage.“

„Drei Hoch's für Miß Dunbar,“ brüllte irgend ein unternehmender Geist aus der Umgebung des Barons.

Der Ruf wurde augenblicklich aufgenommen, und zwei- bis dreihundert Stimmen vereinigten sich zu einem lauten Hurrah für des Banquiers Tochter. Diese zog sich erröthend und verlegen in den Wagen zurück.

„Lassen Sie sie gewähren, theure Laura," sagte Sir Philipp, „sie meinen es gut und betrachten mich als öffentliches Eigenthum. Wäre es nicht gut, wenn Sie ihnen dankten, Herr Dunbar?" fragte Sir Philipp halblaut. „Es würde sie sicherlich erfreuen."

Herr Dunbar runzelte die Stirn, doch neigte er sich vorwärts, und anerkannte in förmlicher Verbeugung die Begeisterung des Volks. Hierbei begegneten seine Augen denen des Majors, welcher mit Sir Philipp und dessen Bewunderern die Bahn überschritten hatte, und nun keck in des Banquiers Wagen stierte. Henry Dunbar fuhr in seine Ecke zurück.

„Befehlen Sie, daß wir nach Hause fahren, Baron," sagte er; das Volk meint es gut, glaube ich; aber ich hasse diese Demonstrationen, — Sie könnten wohl auf der Abtey zu Mittag speisen; es sind noch einige Papiere in Erbschaftsangelegenheiten zu unterzeichnen. John Lowell kommt auch, um mit Ihnen zusammenzutreffen."

Der Wagen fuhr ab, ehe der Major im Gedränge den schnellen Aufbruch bemerkte. Doch war er in sehr guter Stimmung; denn er hatte — wie

man sagt — eine Mütze voll Geld gewonnen, und erwartete von den folgenden Rennen ähnliche Ernten. Während der Zwischenzeit, die bis zum nächsten Lauf verstrich, sprach er mit einem geschwätzigen Nachbar über Sir Philipp und dessen Braut. Er erfuhr, daß die Trauung am nächsten Morgen in der Lisford Kirche stattfinden werde.

„In diesem Fall," dachte er, „werde ich die Nacht in Lisford bleiben, und noch für länger dort mein Quartier aufschlagen. Ich werde Henry Dunbar beobachten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Braut, die der Regen trifft.

Es war kein Sonnenschein an Laura Dunbars Hochzeitsmorgen. Der dunkle winterliche Himmel war so tief herabgekommen, als wolle er die sündige Erde strafend zermalmen. Dichter Nebel, feinstaubiger Regen verschlossen die schöne Landschaft draußen vor Lauras betrübten Augen.

Der große Rasenplatz war durch den fortwährenden Regen ganz erweicht. Unaufhörlich tropfte es von den breiten, niedern Aesten der schwarzen Libanon-Cedern, fließende Wasserperlen rannen die glänzenden Lorbeerblätter entlang; Rhododendron, die federige Ginster, die leuchtende Meerkirsche — sie alle trauerten in dem grausamen Regen.

Das Wasser stürzte aus den seltsamen Drachen-

mäulern, welche längst der Brustwehr des Daches unter derselben hervorgähnten: es tropfte von jedem der steingeschnittenen Ornamente; von den Gesimsen der Fenster und Portale, von Giebelspitzen und dem schützenden Epheu; und das unaufhörige Tröpfeln und Plätschern war von fast ebenso unheimlicher Wirkung als die fortdauernden Lamentationen des Windes, der heute wie mit Menschenstimmen schrie: jetzt schmerzlich stöhnend in tiefen, gezogenen, wehklagendem Gemurmel, jetzt in den schrillen Tönen einer erzürnten Hexe kreischend.

Laura Dunbar seufzte bekümmert, als sie sich in ihr geliebtes Nischenfester setzte, um hinauszublicken. Sie war eine verwöhnte Erbin — ein Kind des Glückes, ja überhaupt kaum mehr als ein Kind, — mit unwissendem Kindeshoffen und blindem Glauben in die unbekannte Zukunft, — und war so wohl nicht im mindesten auf Trübsal und Widerwärtigkeiten vorbereitet; sie erwartete, ihr Leben werde leicht für sie bereitet sein.

„Was für ein furchtbarer Morgen!“ rief sie. „Sahest Du je solch’ Wetter, Elisabeth?“

Mrs. Madden war beschäftigt, der jungen Herrin

Frühstückstisch nahe beim Feuer herzurichten. Laura war eben aus dem Bade hervorgetaucht, und hatte nur einen losen Schlafrock von wattirter blauer Seide angelegt — als Vorbote der großen Ceremonie der Hochzeitstoilette, welche erst nach dem Frühstück stattfinden sollte.

Miß Dunbar war viel schöner in diesem Déshabillé als manche Braut in Spitzen und Orangeblüthen. Des Mädchens langes, goldenes Haar, noch feucht vom Bade, hing in welliger Verwirrung um ihr frisches Gesicht. Zwei kleine Füße, nachläßig in blaue Pantöffelchen geschoben, guckten unter den Falten hervor, und ein zierlicher, rother Absatz stampfte ungeduldig den Boden, als die junge Dame den ärgerlichen Regen betrachtete.

„Welch ein elendes Wetter!"

„Ja, Miß Laura, es ist ein wenig naß," erwiderte Mrs. Madden in tröstendem Tone.

„Ein wenig naß! ich dächte es wäre entsetzlich naß, schauerlich naß!" sagte Laura in gereiztem Ton. „Wenn man denkt, daß wir drei Wochen lang Frost hatten, der an meinem Hochzeitsmorgen aufthauen muß! Hat es je solche Widerwärtigkeit gegeben?"

„Himmel, Miß Laura," erwiderte die sympathisirende Madden, „es giebt alle Art von Widerwärtigkeit in dieser armen, schlimmen Welt; nur kommt sie solchen jungen Damen, wie Sie sind, nicht oft in den Weg. Nun bekümmern Sie sich nicht unnütz über dieses dumme Wetter. Was ist Ihnen ein Bischen Regen mehr oder weniger, da Sie mehr Equipage haben um zu fahren, als eine Märchen-Prinzessin. Grämen Sie sich nicht um den Regen, Miß."

„Aber es ist eine schlechte Vorbedeutung, nicht wahr, Elisabeth?" fragte Laura. „Ich erinnere mich eines alten Spruches über die Braut, welche die Sonne bescheint, und die Braut, die vom Regen getroffen wird."

„Bah, Miß, Sie werden sich doch nicht zu solch' niedrigen Aberglauben herablassen!" rief Mrs. Madden, „solche alberne Reime wie jene sind nur für das gemeine Volk. Was geht das Sie an?"

Aber obgleich die gutherzige Elisabeth alles Mögliche ersann, die junge Herrin in ihrer schlichten Weise zu trösten, war ihr selbst durchaus nicht behaglich.

Der niedere, brütende Himmel, und dieser eintönige Regen hätte den Muth des heitersten Spaßvogels niedergedrückt.

Wir sind, oft unbewußt, den athmosphärischen Einflüssen unterworfen; an schwarzen Wintertagen können wir nicht leicht und glücklich fühlen, wenn die drückenden Wolken unsern Hoffnungen zu zürnen scheinen, wenn die verdunkelte Erde uns kaum an hellere Tage glauben lassen mag.

Laura hatte das zu erfahren, denn sie sagte halb ungeduldig, halb traurig:

„Was ist mit mir geschehen, Elisabeth? Ist die ganze Welt seit gestern verändert? Als ich mit Papa von dem Rennen nach Haus fuhr, schien Alles mir so hell und wundervoll. Solch' überwältigendes Gefühl von Freude war in meinem Herzen, daß ich nicht an den Winter glaubte, — nicht glaubte, daß es eine blasse Novembersonne sei, welche die Erde so schön verklärte. Mein ganzes künftiges Leben schien in einer endlosen Reihe herrlicher Bilder vor mir ausgebreitet, Bilder in denen ich Philipp und mich immer zusammen, immer glücklich sah. Und heute! wie ist heut alles anders!" rief sie mit leichtem Schauder.

„Dieser Himmel, der mir alle Aussicht verhüllt, verhüllt auch mein Leben. Ich kann nicht vor mich sehen. Wenn ich mich heute von Philipp trennen müßte, statt ihm vermählt zu werden, ich weiß nicht, ob ich elender empfinden könnte! Liebste Elisabeth, woher kommt das?"

„Mein süßer Engel, mein goldenes Kind, wie könnte ich's sagen? Sie sprechen gerade, wie es in einem Liederbuch steht, und ich müßte das zweite Liederbuch sein, um Ihnen antworten zu können. Kommen Sie, — nehmen Sie Ihr Frühstück, und essen Sie ein frisches Ei, mein Püppchen. Frisch gelegte Eier sind gut für frohen Sinn!"

Laura setzte sich in den Lehnstuhl am Feuer, und versuchte der Alten zu Liebe, etwas zu essen. Diese trippelte im Zimmer hin und her; bald gab es noch am Ankleidetisch und dem hochwichtigen Brautanzuge etwas zu ordnen — bald redete sie Laura zu, dieses oder das noch zu nehmen, bald schaute sie nach dem Himmel, ob es sich wohl aufkläre.

„Dort über den Ulmen wird es heller, Miß Laura, da guckt ein Stückchen Blau durch die Wolken; wenigstens, wenn es nicht ganz blau ist, so ist's

doch heller als der übrige Himmel, und das ist schon etwas. Noch etwas Pie, mein Kind, noch einen Bissen Fleisch, Kind. Sie werden vor dem Altar ohnmächtig, wenn Sie darauf beharren sich mit leerem Magen trauen zu lassen. Statt, daß Sie so schön als möglich sein sollten, werden Sie dem Hungertode nahe in die Kirche schwanken. Nun, ich dächte, ich möchte nicht verhungert aussehen wollen, wenn ich im Begriffe stände, eines Baronets Gattin zu werden."

Laura schenkte dem Geschwätz der guten Alten wenig Gehör; und Mrs. Madden selbst redete mehr um zu reden, als aus einem Uebermaß von heiterer Stimmung. Das theilnehmende Geschöpf fühlte den Einfluß des kalten, unfreundlichen Morgens so sehr, als ihre Gebieterin, und sie war abergläubisch, wie es die meisten unwissenden Menschen mehr oder weniger sind.

Dora Macmahon trat ein, sehr hübsch in blauer Seide und Spitzen. Sie sah, trotz des bösen Wetters, recht glücklich aus, und Laura ließ sich gern von der Schwester trösten. Die beiden Mädchen saßen am Tische neben dem Feuer und frühstückten, oder

thaten doch so. Wer könnte an solchem Feiertage essen und trinken, wie gewöhnlich?

„Ich war eben bei Lizzie und Ellen,“ sagte Dora jetzt; „sie wollen nicht hineinkommen, bis sie angekleidet sind; sie hatten die Nacht durch das Haar in Nadeln gequetscht, damit es wellig werde; nun ist's ein nasser Tag, und es giebt doch keine Wellen, und die Jungfern sollen es nun mit Feuereisen brennen — mit Zangen, vermuthe ich.“

Miß Macmahon hatte braunes Haar, das sich natürlich kräuselte und konnte es also haben, über Schönheiten zu lachen, die sich durch Kunst und Brenneisen schmücken wollen.

Lizie und Ellen, die Töchter eines Major Melville, und besondere Freundinnen Laura's, waren nach Maudesley gekommen, um als Brautjungfern zu fungiren, einem Versprechen gemäß, das junge Damen so oft austauschen.

Es schien nicht, als ob Laura sich viel für der Miß Melville Haare interressirte. Sie war über etwas sehr nachdenkend, aber es mußte Angenehmes sein, das sie beschäftigte, denn auf ihren Zügen lag ein Lächeln.

„Dora," sagte sie zuletzt, „weißt Du, ich dachte eben an Etwas."

„Woran, Liebe?"

„Kennst Du nicht das alte Sprichwort, daß eine Hochzeit mehrere macht?"

Dora erröthete.

„Und wie das, Schwesterchen?" fragte sie sehr unschuldig.

„Nun, ich dachte, daß vielleicht eine andere Hochzeit der meinen folgen könne. O, Dora, ich muß es Dir sagen, ich wäre so glücklich, wenn Du und Arthur Euch zusammenfändet."

Miß Macmahon's Erröthen vertiefte sich noch mehr. „Laura," sagte sie, „das ist ganz unmöglich."

Aber Miß Dunbar schüttelte den Kopf.

„Ich hege dennoch diese Hoffnung," sagte sie: „Ich liebe Arthur wie meinen Bruder; es ist natürlich, daß ich ihn mit meiner Schwester verbunden wünsche."

Die beiden Mädchen würden wohl noch lange so fortgeredet haben, wenn nicht Mrs. Madden, die keinen Moment die große Tagesfrage aus den Augen verlor, sie unterbrochen hätte.

„Sie können da wohl sitzen und schwatzen, und schwatzen und schwatzen, Miß Dora;“ rief die unceremoniöse Alte; Sie sind fertig bis anf den Hut. Aber mein Fräulein ist noch nicht zur Hälfte angekleidet. Und nun kommen Sie, Miß Laura, und lassen Sie sich das Haar machen, wenn Sie überhaupt heute noch frisirt zu sein wünschen. Es ist neun Uhr vorbei und um elf sollen Sie in der Kirche sein.

„Und Papa giebt mich am Altare fort!“ murmelte Laura, als sie sich vor den Ankleidetisch setzte; „ich wollte, er liebte mich mehr.“

„Vielleicht würde er Sie behalten, wenn er Sie zu sehr liebte, Miß Laura,“ bemerkte Mrs. Madden mit sichtlicher Bewunderung ihres eigenen Witzes; „und ich vermuthe, das wäre auch nicht nach ihrem Sinn, Miß? Halten Sie den Kopf still, und seien Sie ein verständiges Kind, und denken Sie an weiter nichts, als daß Sie sehr schön aussehen müssen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein ungebetener Gast, der zu Laura Dunbar's Hochzeit kam.

Die Trauung sollte in der hübschen, eigenthümlichen alten Lisforder Kirche stattfinden, von welcher ich schon gesprochen habe.

Der schnelle Avon floß durch den Kirchhof in gewundenen, von hohen, schwankenden Binsen umrändertem Bette. Es lag eine hölzerne Brücke über dem Fluß, und zwei Eingänge zum Kirchhofe fanden sich gegenüber. Fußgänger, welchen an dem kürzesten Wege zwischen Lisford und Shornkliffe lag, gingen zur einen Pforte hinein, und durch die andere, auf die große Straße leitende, hinaus.

Die würdigen Einwohner Lisford's schienen über den niederschlagenden Anblick des Himmels fast eben so verzweifelt, als Laura und ihre alte Bonne. Neue

Hüte waren eigens für diese Gelegenheit vorbereitet worden. Georginen und Dahlien, heitere Astern und all' die zögernden Blumen, die eine frühe Winterlandschaft noch freundlich schmücken, hatte man vereinigt, um sie auf den Pfad der holden Braut zu streuen. Das schönste Immergrün der Lisforder Gärten war gebrochen worden — ein geziemendes Opfer für das „Fräulein aus der Abtey". Man erinnerte sich bei dieser Gelegenheit gern an Laura's offene Herzensgüte und sorglose Großmuth, und Jedermann in Lisford war geneigt, ihr Ehre zu erweisen.

Aber dieser ungeheure Regen vereitelte Alles. Wozu Blumen in Wasserpfützen streuen? Wie elend mußten zwei Reihen nasser Waisenkinder mit rothgefrornen Nasen sich ausnehmen? Der Pfarrer sogar hatte einen Schnupfen und konnte nicht ordentlich reden. Kurz, alle Welt fühlte, daß es mit der Maudesleyer Hochzeit verfehlt sei. Es schien sehr hart, daß der Chef des Hauses Dunbar mit all' seinem Golde nicht einen Strahl goldenen Sonnenschein kaufen konnte, seines Kindes Hochzeit damit zu erleuchten.

Gegen Elf wurde es so dick und nebelig, daß man eiligst in der Nähe des Altars ein Dutzend Wachskerzen anzündete, damit Braut und Bräutigam im Stande seien, die Person, der sie sich für Leben und Sterben vermählen wollten, zu erkennen.

Von allen Menschen, welche der Trauung Sir Jocelyn's beizuwohnen gedachten, war der Vater der Braut wohl der einzige, dem das hoffnungslose Wetter nicht sonderlich störend zu sein schien. Wenn Henry Dunbar heute ernst und schweigsam schien, das war nichts Neues: er war immer ernst und schweigsam. Wenn des Banquiers Weise heute strenge Unfreundlichkeit verrieth — nun, diese zeigte er immer, — und es war kein Grund, den düstern Himmel für einen etwaigen bedauerlichen Wechsel in seiner Stimmung verantwortlich zu machen. Er saß am Kamine, beobachtete die glühenden Kohlen und wartete, bis man ihn rufen werde, den Platz neben seiner Tochter in dem Wagen einzunehmen, der sie Beide nach Lisford führen sollte. Ueber das Wetter verlor er nicht ein einziges Wort des Bedauerns. Er sah mit seinem grauen Bart und einer Kamellie im Knopfloch sehr schön und aristokratisch aus. Nichtsdesto-

weniger, als er mit gemachtem Lächeln, wie Jemand, der eine Rolle zu spielen hat, in die Halle hinaustrat, wich Laura in unwillkürlichem Schauer vor ihm zurück, wie sie es bei der ersten Begegnung gethan. Doch legte sie die Fingerspitzen in seine dargereichte Hand und ließ sich zum Wagen geleiten.

„Bitte Gott, daß er mich an diesem Tage segne, Papa," sagte Laura leise und voller Liebe, als sie Beide neben einander in der geräumigen Chaise Platz genommen. Laura legte, indem sie sprach, schmeichelnd die Hand auf des Vaters Schulter. Es sei ja, dachte sie, keine Stunde für Zurückhaltung; keine Gelegenheit, bei der man sich in mädchenhafter Furcht von dem strengen Mann abweisen lassen durfte.

„Bitte Gott, daß er mich segne, theurer Vater," flehte die sanfte, zitternde Stimme, „um meiner lieben todten Mutter willen."

Sie versuchte sein Antlitz zu sehen, doch konnte sie es nicht. Sein Kopf war abgewandt und er schien eifrig am Wagenfenster beschäftigt; die Chaise kostete dreihundert Pfund und war sehr gut gebaut, dennoch mußte an dem Fenster etwas nicht in Ordnung sein,

wenn man nach der Mühe urtheilen wollte, die es Herrn Dunbar verursachte.

Er sprach jetzt mit sehr ernster Stimme, aber mit noch immer abgewendetem Kopfe:

„Ich hoffe, Gott wird Dich segnen, meine Tochter, und wird Barmherzigkeit mit Deinen Feinden haben.“

Dieser letzte Wunsch war mehr christlich, als natürlich, da Väter im Allgemeinen nicht Mitleid für die Feinde ihrer Kinder zu erbitten pflegen.

Aber Laura machte darüber sich keine Gedanken. Sie wußte nun, daß der Vater des Himmels Segen auf ihr Haupt gewünscht, und daß seine Weise dabei eine Aufregung verrathen, für die es doch nur einen Grund, die Liebe zu der Tochter, geben konnte. Sie warf sich mit strahlendem Lächeln an seine Brust, wendete mit beiden Händen sein Gesicht dem ihren zu und drückte einen Kuß auf seine Lippen. Aber, wie sonst schon, überlief es sie eisig, als sie die Todtenkälte seiner Hände fühlte, mit denen er sie sanft zurückschob.

Es ist bei Anglo-Indianern ein häufiges Ding, daß sie von ruhig zurückhaltenden Formen und allen

Gefühlsdemonstrationen sehr abgeneigt sind. Laura erinnerte sich dessen und entschuldigte ihres Vaters Kälte.

Der Regen fiel noch hernieder, als der Wagen an dem Kirchhofe hielt. Es waren nur drei Equipagen in diesem kurzen Brautzuge, denn Herr Dunbar hatte darauf bestanden, daß keine Pracht, keine Schaustellung stattfinden solle.

Die beiden Miß Melville, Dora und Arthur saßen in einem Wagen. Major Melville's Töchter sahen in blauweißen Kleidern blaß und erfroren aus und der Nord-Ostwind hatte ihre Nasen arg gezwickt. Die armen Dinger hätten bei einer Sommerhochzeit leidlich hübsch aussehen können, aber sie besaßen nicht jene hohe Ausnahme-Schönheit, die allen Witterungswechseln Trotz bieten kann, und welche immer erhaben ist, ob sie sich in Lumpen, oder in Sammet und Hermelin hülle.

Die Equipagen hielten; Philipp Jocelyn kam aus dem Portale und ging bis an die Pforte; der Regen verschonte ihn nicht, wenn schon er ein Baronet war, der seine Braut unbedeckten Hauptes an der Kirchenthür empfing. Der Lisforder Büttel, ein

gesunder Tory alten Schlages, schien in der That sich zu wundern, daß der Himmel kühn genug sei, den baarhäuptigen Lord von Jocelynfels zu beregnen.

Aber nichtsdestoweniger regnete es weiter.

„Die Zeiten ändern sich, Sir," sagte der Büttel zu einem müßig stehenden Fremden. „In einer Geschichte von Warwickshire habe ich gelesen, daß, als zu Karl's des Ersten Zeit Sir Algeron Jocelyn die Dame Margarethe Milwood heirathete, man von jener Pforte bis zum Portal der Kirche einen golddurchwirkten Teppich breitete, und mit Rosenkränzen geschmückte Kinder warfen Geld und wohlriechende Wasser über das Volk; und ein Banquet gab es auf goldenem Geschirr, wo der Wein floß und alles Volk den Becher reichen durfte. Heutzutage giebt es solche Hochzeiten nicht mehr," fuhr der Alte seufzend fort, „und ich sage es oft zu meiner Frau — England hat nie wieder den Kopf hoch getragen, seit Karl der Erste den seinen verlor."

Laura Dunbar blieb den schmalen Weg zur Kirche entlang an ihres Vaters Seite, und Philipp ging zu ihrer Linken nebenher; so hatte die Menge vollauf zu thun, nach Braut und Bräutigam zu starren.

Des Baronets immer schönes Gesicht war durch den Glanz des Glückes verklärt. Man stritt sich, wer von Beiden am schönsten sei; und Laura hatte alles böse Wetter vergessen, als sie ihre Hand in Philipp's Arm legte.

Unter den von weit und breit herbeigelaufenen Schaulustigen befand sich auch jener große Herr mit weißem Filzhut, welchen man auf dem Rennplatze den Major genannt, und der so viel Interesse an dem Namen Henry Dunbar's an den Tag legte.

Der Major hatte seine Wetten sehr glücklich beendet und sich darauf nach Lisford in den Gasthof „zur Krone" begeben, wo ein Reisender sein Beefsteak und Bier in der gemüthlich-saubersten Küche von ganz Warwick servirt erhält. Ueber das Thema seiner Wettoperationen war er unter Sachverständigen sehr zurückhaltend; in solcher Gesellschaft ließ er sich denn wohl mit irgend einem vertrauensvollen Landmann zum Würfelspiel herab, und dann schien seine Unschuld in Wett- und Spielfragen geradezu herzerquickend.

Der Wirthin hatte er mitgetheilt, daß er ein mit geschliffenen Glasperlen handelnder, reisender

Kaufmann, und im Begriff sei, von Birmingham neue Vorräthe zu holen. Der sonst so schweigsame mürrische Major suchte sich den gemüthlichen Besuchern des behaglichen Gastzimmers zur Krone sehr angenehm zu machen. Er nahm in ihrer Gesellschaft das Mittag- und Abendessen, mischte sich in ihre Unterhaltung und trank mit ihnen, während seine listigen, schwarzen Augen die einfachen Leute scharf bewachten und er sich kein Wort ihrer Unterhaltung entgehen ließ. Natürlich sprach man viel von dem morgenden Ereigniß. Jeder hatte etwas über Miß Dunbar und deren reichen Vater zu sagen, welcher so einsam und abgeschlossen auf der Abtey lebte, und dessen Art und Weise der seines Vorgängers so gänzlich entgegengesetzt war.

Der Major horchte auf Alles, und warf nur zuweilen, wenn das Gespräch stockte, oder sich zu wenden drohte, ein leitendes Wort hinein, so daß es ihm gelang, die guten Lisforder bei einem Gegenstande festzuhalten, und dieser war Henry Dunbar und seine Lebensweise.

Am nächsten Morgen erschien der Major sehr früh an der Kirchenthür. Was den endlosen Regen

betraf, so war der ihm ganz gleichgültig, im Gegentheil, er gab ihm eine gute Entschuldigung, um seinen Rock bis an's Kinn zuzuknöpfen und den Pudelkragen über die dicken, rothen Ohren zu ziehen. Er trat leise in die offene Kirche und fand hier den torysti- schen Büttel, dessen Geschwätzigkeit eine Unterhaltung sehr leicht ermöglichte; natürlich ging es wieder über Sir Philipp und des Banquiers Tochter her, und wieder hörte der weißhutige Gentleman von Henry Dunbar's Reichthümern.

„Man sagt, er sei der reichste Mann in Europa, den Kaiser von Rußland und den Baron Rothschild ausgenommen," erzählte der Büttel. „Jedenfalls hat er mehr, als er damit anzufangen weiß, wenn es wahr ist, daß er nichts thut, als am Kamin sitzen und, wie es heißt, im Dunklen spazieren reiten."

„Ich weiß, was ich beginne," sagte der Major. „Da ich nun einmal hier in Lisford bin, und, um ehrlich zu sein, es ist das langweiligste Nest, was mir vorgekommen, werde ich bleiben und mir diese Hochzeit ansehen. Können Sie mir nicht einen versteckten Platz anweisen, von welchem aus ich sehen kann, ohne von Eurem vornehmen Volk gesehen zu werden?"

Da der Major diese Frage mit einer halben Krone begleitete, erfolgte die Antwort sehr schnell.

„Ich gebe Ihnen die beste Loge, die Sie jemals inne hatten.“

„Das soll ihm wohl leicht werden,“ murmelte der Fremde zwischen den Zähnen; „denn es giebt nicht viele Kirchen, in denen ich gesessen hätte.“

Der Nebel nahm immer noch zu, und dadurch steigerte sich die Dunkelheit in der Kirche so, daß das Kerzenlicht ganz unentbehrlich schien. Der Major saß ruhig in seiner Loge, die Arme auf das sonst für Gebetbücher benutzte Pult gefaltet, das struppige Kinn auf die Arme gelegt, wartete er mit geschlossenen Augen in einer Art von Hundeschlaf. Doch hörte er dabei Alles, was vorging; den Tritt von der Waisenkinder nagelbesohlten Schuhen, das scharfe Rascheln des Immergrüns unter den Füßen der Eintretenden, und Sir Philipp's tiefe Stimme, als er mit dem Geistlichen redete.

Endlich kamen die Equipagen, und jetzt trat der Hochzeitszug in die Kirche und bewegte sich nach dem Altar. Henry Dunbar stand hinter seiner Tochter, — sein Gesicht war beschattet. Umsonst suchte des Ma-

jors Falkenblick die Dunkelheit zu durchdringen; er konnte nur die vom Kerzenstrahl Beleuchteten erkennen: das Brautpaar nämlich, und den Pfarrer mit dem Küster. Die Ceremonie hatte begonnen, und als nun der Geistliche die übliche Frage that: „Wer giebt dieses Mädchen diesem Manne zur Ehe?“ trat auch Henry Dunbar in den engen Lichtkreis und gab die entsprechende Antwort.

Des Majors gefaltete Arme glitten von dem Pulte, er athmete kurz und schnell und stierte nach Henry Dunbar.

„Henry Dunbar?“ sagte er zu sich, „Henry Dunbar!“

Der Banquier trat nicht wieder in den Schatten zurück. Er blieb während der ganzen Feierlichkeit dort stehen, und der volle Lichtschein fiel auf sein schönes Gesicht.

Als alles vorüber war und Braut und Bräutigam in der Sakristei ihre Namen vor bewundernden Zeugen eingezeichnet hatten, verließ auch der Weißbehutete seinen Platz und folgte dem Brautzuge zur Kirche hinaus.

Philipp Jocelyn und seine Braut stiegen sogleich

in den Wagen, der sie zur Abtei führen sollte. Dora Macmahon und die beiden blassen Brautjungfern, mit diaphanen Hüten, die in der feuchten Luft hoffnungslos zusammengeschlappt waren, nahmen in der zweiten Chaise Platz. Sie wurden von Arthur Lovell begleitet, den sie nicht eben mit großer Gunst anzusehen schienen, denn er war während der ganzen Fahrt von Maudesley bis Lisford wortkarg und schwermüthig gewesen, und hatte mit leerer Gleichgültigkeit und mechanisch höflich seine Kavaliersdienste ausgeübt. Beide Wagen fuhren ab, während Dunbar sich anschickte, den seinigen zu besteigen. Er hatte den Fuß auf dem Tritte, als der Major an ihn herantrat und ihm leicht auf die Schulter klopfte.

Die Zuschauer wichen mit empörtem Staunen zurück.

Wie wagte es dieser schäbig aussehende Mensch, mit plumpen, aufgeplatzten Stiefeln und einem räudigen Pudelkragen auf dem fadenscheinigen Rocke, — wie, im Namen aller Frechheit! wagte es solch' gemeiner Bursche, seine schmutzigen Finger auf die geheiligte Schulter Henry Dunbar's, des Millionärs, Chef des großen Hauses Dunbar und Balderby, zu legen?

Der Millionär wendete sich um und wurde beim Anblick des Fremden so aschengrau, als ob aus den nahen Gräbern die Todten aufgestanden wären. Doch ließ er keinen Ruf des Schreckens oder Staunens hören. Er bebte hochmüthig vor der Berührung des Majors zurück, als ob von diesen schmutzigen Fingerspitzen irgend eine Ansteckung zu fürchten gewesen wäre.

„Darf ich den Grund dieser Anmaßung erfahren, Herr?" fragte der Banquier den Zudringlichen mit kalter, zurückstoßender Stimme, und ihn dabei voll mit den Augen messend.

Es lag etwas so Entschlossenes und Herausforderndes in des reichen Mannes Blick, daß man erstaunen mußte, als der Andere nicht davor zurückwich. Doch dieser gab Blick um Blick.

„Sagen Sie nicht, daß Sie mich nicht kennen, Herr Dunbar; thun Sie nicht, als ob Sie mich vergessen hätten."

Dieses wurde nach einer Pause gesprochen, in welcher die Beiden einander gemessen hatten, als wollten sie sich die innersten Geheimnisse von der Seele ablesen.

„Thun Sie nicht, als ob Sie einen alten Be-

kannten vergessen haben, Herr Dunbar," wiederholte der Major.

Henry Dunbar lächelte; gezwungen vielleicht, doch war es in jedem Fall ein Lächeln.

„Ich habe eine Menge Bekanntschaften," sagte er, „und ich muß nach Ihrem Aussehen annehmen, daß Sie in der Welt herabgekommen sind, seit ich Sie kannte."

Die Umstehenden, welche jedes Wort vernommen, fingen unter sich zu reden an. „Ja, wirklich, das müßte wohl sein; wenn dieser lumpige Fremde Herrn Dunbar je gesehen hat, wenn er nicht ganz und gar ein Betrüger ist, mußte er zur Zeit seiner Bekanntschaft mit dem Millionär eine ganz andere Art von Mensch gewesen sein."

„Wann und wo habe ich Sie gesehen?" fragte Henry Dunbar immer noch mit kühnem Auge.

„O, vor langer Zeit — es ist lange her."

„War es vielleicht in Indien irgendwo? im obern Lande?" fragte der Banquier sehr langsam.

„Ja, in Indien — im oberen Indien."

„Dann sollen Sie an mir einen Freund finden. Es macht mich immer glücklich, wenn ich meinen in=

dischen Bekannten dienen kann, vollends wenn das Schicksal hart mit ihnen verfuhr. Steigen Sie in meinen Wagen, ich führe Sie mit nach Haus. Wenn diese Hochzeitsangelegenheit vorüber ist, werden wir mit einander reden können."

Sie setzten sich Beide in die Polster von des Banquiers prächtiger Equipage, und fuhren schnell davon. Die Zurückbleibenden bewunderten entzückt des Banquiers edle Herablassung.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nach der Hochzeit.

Der Banquier und der sogenannte Major redeten während der kurzen Fahrt ernsthaft genug mit einander, doch war es ein leises vertrauliches Geflüster, und sie spickten ihre Unterhaltung mit allerlei fremden Phrasen; diese seltsamen ausländischen Worte waren ohne Zweifel hindostanisch und ganz unverständlich.

Als der Wagen zu der großen Eintrittshalle der Abtei hinauffuhr, blickte der Fremde prüfend durch das schmutzbespritzte Wagenfenster.

„Ein schöner Ort!“ rief er, „ein prächtiger Wohnort.“

„Wie muß ich Sie hier nennen?“ flüsterte der Banquier beim Aussteigen.

„Wie Sie wollen, ich führe verschiedene Namen; zuletzt hieß ich Herr Vevasor. Doch kommt es mir auf eine kleine Veränderung nicht an. Nehmen wir irgend etwas, das mit einem V. anfängt. Es hat sein Gutes bei den gleichen Anfangsbuchstaben zu bleiben, wegen des Zeichens in der Wäsche!"

Was der Gentleman indeß an Leinen zur Schau stellte, war so gering, daß ein Boshafter wohl hätte folgern können, daß ein Hemde ein Luxusartikel sei, das nicht in seine Garderobe mit aufgenommen war.

„Nennen Sie mich Vernon," sagte er, „Vernon ist ein recht guter Name. Sie könnten mich auch Major Vernon nennen. Meine Freunde am Rennplatze haben mich mit diesem Titel beehrt, und ich sehe gar nicht ein, warum ich den Rang nicht behaupten sollte. Meine Neigungen sind gänzlich aristokratisch. Es ist mir nicht möglich, mit der Kanaille fertig zu werden. Diese Umgebung paßt für mich, hier bin ich in meinem Element."

Sie waren in das Wohnzimmer Dunbar's eingetreten. Der Major überblickte die kostbare Ausrüstung, alle diese umherliegenden Zeugen des Reich-

thums, und rieb sich vergnügt die Hände. Als er sich plump in einen der Lehnstühle neben dem Kamine fallen ließ, athmete er befriedigt auf.

„Nun, hören Sie mich an," sagte Dunbar. „Es ist mir unmöglich, jetzt gleich mit Ihnen zu reden, ich habe andere Verpflichtungen. Wenn sie abgethan sind, finde ich mich wieder ein. Inzwischen mögen Sie hier, so lange Sie wollen, sitzen und nach Ihrem Belieben essen und trinken."

„Nun gut, ich werde etwas Geflügel und eine Flasche Burgunder nicht übel nehmen. Es ist lange her, seit ich keinen Burgunder kostete. Branntwein und Krätzer, die Flasche zu zwölf Batzen, das ist das Gesöff, mit dem ich mir was zu Gute thue!"

Der Banquier reckte sich leicht schaudernd in die Höhe, wie angeekelt von des Mannes abstoßender Rohheit.

„Was wollen Sie haben?" fragte der Banquier. „Erinnern Sie sich, daß ich erwartet werde. Ich bin bereit, Ihnen dienstlich zu sein, um — um alter Zeiten willen."

„Ja," antwortete der Major höhnisch; „es ist so reizend sich „„alte Zeiten"" zurückzurufen!"

„Nun," rief Dunbar ungeduldig, „was ist's, das Sie brauchen?"

„Eine Flasche Burgunder — die beste ihres Kellers — etwas zu essen, und — was ein armer Kerl gemeinhin von seinen reichen Freunden zu verlangen pflegt — Geld!"

„Sie werden mich liberal finden. Ich komme nachher wieder, und schreibe Ihnen eine Anweisung."

„Und es wird was Erkleckliches sein?"

„So viel als Sie brauchen."

„So ist's mir lieb. Sie hatten immer viel fürstliche Großartigkeit an sich, Herr Dunbar."

„Sie sollen keinen Grund zur Klage haben," antwortete der Banquier sehr kalt.

„Sie schicken mir das Frühstück?"

„Ja. Sie können hoffentlich den Mund halten? und werden sich nicht mit dem aufwartenden Diener in Gespräche einlassen?"

„Hat Ihr Freund die Formen eines Gentleman, oder nicht? Hat er nicht den hohen Vortheil einer akademischen Erziehung; ich kann sagen: eines verlängerten Cursus klassischer Studien? Aber, hören Sie, wenn Sie meine Haltung so bezweifeln, will ich

jetzt lieber nach Lisford zurückkehren und Abends in der Dunkelheit wieder kommen. Unser Geschäft braucht Zeit. Ich muß lange und ruhig mit Ihnen reden, und es ist meine Pflicht, mich nach Ihnen zu bequemen. Der Arme, Unabhängige hat auf das Belieben seines Gebieters zu warten," rief Major Vernon in dem frech-witzelnden Tone eines Schurken.

„Ja, das wird viel besser sein," sagte er. „Ich kann nach dem Diner ungestört mit Ihnen reden. Na, na, alter Junge. Also au reservoir, wie der Klassiker sagt."

Major Vernon reichte eine braune Hand von sehr zweifelhafter Reinlichkeit hin. Der Millionär legte die Spitzen seiner behandschuhten Finger hinein.

„Adieu, ich erwarte Sie um neun Uhr. Sie werden Ihren Weg hinausfinden?"

Er öffnete, indem er sprach, die Thür und wies durch eine Reihe Zimmer nach der Halle. Es war eine sehr deutliche Weisung. Der Major zog den räudigen Kragen noch höher über die Ohren, und setzte nur die Nase der Atmosphäre aus.

Henry Dunbar schloß die Thür und trat an eines der Fenster. Er lehnte die Stirn an das kühle

Glas, und verfolgte mit den Augen die lange Gestalt des Majors, wie er den Weg um den Rasenplatz hinabging bis er ganz aus dem Gesichte war. Dann kehrte er an das Kaminfeuer zurück, fiel schwer in seinen Stuhl und stöhnte tief. Es war kein Seufzer — es war Stöhnen — Gestöhn aus einer Brust, die von allen Todesqualen der Verzweiflung bewohnt sein mußte.

„Dies entscheidet!“ sagte er zu sich. „Ja, dies entscheidet. Ich sah die Krisis lange kommen. Aber dieses bestimmt Alles.“

Er erhob sich, fuhr mit der Hand über Stirn und Augenlider, wie Jemand, der aus einem langen Schlaf erwacht; und ging dann, bei der Feier des Tages seine Rolle zu spielen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen den Gefühlen eines armen Abenteurers, der durch glücklichen Zufall im Stande ist, auf einen reichen Freund loszugehen, und den Empfindungen des reichen Opfers, welches aufgegriffen wird. Nichts war stärker entgegengesetzt als die Weise Dunbar's und die des Gentleman, der sich Major Vernon zu nennen für gut befunden hatte. Während der Banquier durch

das plötzliche Erscheinen seines früheren Bekannten, an den äußersten Rand der Verzweiflung gebracht zu sein schien, trug der Major eine Freude zur Schau, deren Ausdruck lärmend war.

Erst als er sich in einem sehr entlegenen Theile des Parkes befand, wo es keine anderen Zeugen als das schüchterne Wild gab, erst dort überließ er sich dem ganzen Uebermaß seiner Heiterkeit.

„Es ist eine Goldgrube!“ rief er, sich die Hände reibend; „es ist ein richtiges Kalifornien!“

Er führte einen abscheulichen Luftsprung aus, und das verscheuchte Wild floh aus der Nachbarschaft seines Pfades, vielleicht nahm es ihn für einen modernen Kobold, der seine wilden Tänze in dem nassen Gehölz ausführte. Er lachte laut, — mit hohlem, teuflischem Lachen, und schlug dann in die Hände, daß der Lärm das tiefe Schweigen rings weithin erschütterte.

„Henry Dunbar,“ sagte er für sich, „Henry Dunbar! Er wird mir eine Milchkuh sein, ja, nichts als eine Milchkuh. Wenn —“ er hielt plötzlich inne und das triumphirende Grinsen auf seinem Gesicht machte einem überlegenden Ausdruck Platz.

„Wenn er nicht davonläuft," sagte er, ganz stille stehend und das Kinn langsam mit der Handfläche reibend. „Wenn er mir eine Grube grübe? Er wär's im Stande."

Aber nach kurzer Pause lachte er schon wieder laut und ging lustig vorwärts.

„Nein, er thut's nicht," sagte er; „das Fortlaufen paßt nicht in seine Absichten."

Während Major Vernon nach Lisford zurückkehrte, nahm der Banquier mit Laura, Lady Jocelyn zur Seite, seinen Platz am Frühstückstische ein.

Das Hochzeitsessen war wenig heiterer als die Trauung. Alles war elegant, halblaut, aristokratisch. Schweigsame Diener glitten geräuschlos hinter den Stühlen hin und her. Champagner, Rheinwein, Burgunder funkelten in flachen, dem Blatt einer Wasserlilie nachgeformten Gläsern, und werthvolle Statuetten von chinesischem Porzellan boten in reizenden Körben die seltensten Früchte dar.

Braut und Bräutigam schienen sehr glücklich; aber es war eine leise, ungesprochene Seligkeit, die wenig Einfluß auf ihre Umgebung üben konnte. Es blieb im Ganzen ein sehr schweigendes Mahl, denn

das Antlitz des Festgebers war so dunkel, als der Himmel über der Abtey; und dann und wann mußte das Geplatsche des unaufhörlichen Regens gegen die Fensterscheiben die peinlichen Pausen in der Unterhaltung ausfüllen. Endlich war das Frühstück zu Ende. Laura Jocelyn verließ, gefolgt von ihren drei Brautjungfern, den Tisch.

Elisabeth Madden wartete im Ankleidezimmer der Braut mit dem schönen Reiseanzug. Sie küßte die junge Herrin, und weinte erst ein wenig, ehe sie im Stande war, den Toilettenwechsel vorzunehmen; dann entfesselten sich die Zungen der Brautjungfern, und es gab ein süßes Geschwätz von Glückwünschen und Reiseplänen, bei welchem die Zeit hinging, die erforderlich war, um den Brautstaat gegen ein graues, strömendes Seidenkleid, einen purpurnen Sammetpelz und ein wunderlich zierliches Fabrikat zu vertauschen, welches die französische Modistin einen Hut nannte.

In diesen reichen Gewändern königlich, schön, liebreizend durch die Glorie, die Glück und Jugend verleihen, schritt sie jetzt die Treppe hinunter. Der Reisewagen stand vor der Thür; Arthur und Herr Dunbar waren mit den beiden Geistlichen in der

Halle, und Laura wendete sich zum Abschied gegen den Vater.

„Es wird eine lange Zeit hingehen, ehe wir uns wieder sehen, theurer Vater,“ sagte sie, mit so leisem Tone, daß es nur sein Ohr erreichen konnte; „gieb mir noch einmal Deinen Segen, ehe ich gehe.“

Ihr Kopf lag an seiner Brust, und als sie sprach, hob sie das schöne Angesicht zu ihm empor; aber der Banquier sah starr vor sich hin und ein gezwungenes Lächeln irrte um seinen Mund, das wenig mehr als eine nervöse Verzerrung der Lippenmuskeln schien.

„Ich werde Dir etwas Besseres als meinen Segen geben,“ sagte er laut, „Du erhieltest bis jetzt kein Brautgeschenk, doch habe ich's nicht vergessen. Die Gabe, die ich Dir zugedacht, wird einige Zeit zu ihrer Aufertigung brauchen. Ich werde Dir das schönste Diamantenhalsband anfertigen lassen, das je in England gemacht wurde. Die Steine wähle ich selbst und lasse sie nach meiner Angabe fassen.“

Die Brautjungfern schienen entzückt.

Laura drückte des Vaters kalte Hand.

„Ich brauche keine Diamanten, Papa," flüsterte sie; „ich will nur Deine Liebe!"

Herr Dunbar antwortete nichts auf dieses Flehen. Es war dazu auch keine Zeit, denn das Brautpaar hatte in Shornkliffe einen bestimmten Zug zu erreichen, der sie dem Kontinent entgegen bringen sollte, und in dem Geräusch und der Verwirrung dieser geeilten Abreise fand der Banquier keine Gelegenheit, der Tochter noch ein Wort zu sagen. Er stand in dem gothischen Portal und blickte mit einer Art tieftrauriger Zärtlichkeit nach dem Reisewagen.

„Ich hoffe, sie wird glücklich sein," sagte er sich, als er in das Haus zurücktrat. „Der Himmel weiß es — ich wünsche, sie möge glücklich sein."

Er hielt sich nicht mit irgend einer Form von Verabschiedung bei seinen Gästen auf, sondern ging geradeswegs in seine Zimmer. Die Leute waren an seine Sonderbarkeiten und an Nachsicht mit seinen Schwächen gewöhnt.

Arthur Lowell und die drei Brautjungfern zögerten ein wenig in dem blauen Wohnzimmer. Die Melvilles wollten im Laufe des Nachmittags nach Haus fahren und Dora sie begleiten. Dort, in der

jungen Damen elterlichem Haus, sollte Miß Macmahon einige Wochen verbleiben, und dann die Tante in Schottland wieder aufsuchen.

„Aber ich werde meine geliebte Laura in Jocelynfels bald besuchen,“ sagte sie, als Arthur nach ihren Zukunftsplänen fragte; „das ist schon Alles abgemacht.“

Die Damen und der junge Advokat nahmen einen Nachmittagsthee, ehe sie Maudesley verließen, und waren gesellig, selbst heiter zusammen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Arthur zum ersten Mal im Leben, daß Dora Macmahon sehr schöne braune Augen, und welliges Haar, und das süßeste Lächeln habe, das er je gesehen — je gesehen? außer in dem einen geliebten Angesicht, das gleich der Sonne alle — alle kleinen Lichte verdunkelte.

Der Wagen wurde schließlich gemeldet, und Herr Lowell hatte mit den drei jungen Damen und der Unterbringung von deren Gepäck genug zu thun: Hutschachteln, Shawls, Regen- und Sonnenschirmen, und das unvermeidliche Attribut jeder reisenden Dame, das Skizzenbuch! Und dann, als Alles beendet, und er zum letzten Mal die freundlich lächeln-

den Verneigungen und Grüße erwidert hatte, die man ihm vom Wagen aus zusendete, bis er um die Ecke der Allee verschwand, dann ging Arthur langsam hinein, und dachte an des Tages Arbeit.

Laura war ihm für ewig verloren. Der furchtbare Schmerz, der so lange seinem Leben gedroht, war über ihn gekommen, und der Schlag war nun nicht so unerträglich als er gedacht.

„Ich hatte nie eine Hoffnung," sagte er, als er den Weg von Maudesley nach der alten vor ihm gelegenen Stadt zurücklegte. „Ich habe nie ernstlich gehofft, daß Laura Dunbar die Meine sein werde!"

Das Haus John Lowell's war eines der schönsten in Shornkliffe; von seltsam altem Styl, mit schiefem Dach und solid eichenen Giebelenden, mit allerlei sonderbarem Schnitzwerk von kunstgeübter Hand geschmückt; ein großes, niederes und einsam gelegenes Haus. Der flackernde Schein des Kaminfeuers tanzte auf dem dunklen Getäfel des Wohnzimmers, das halb und halb eine Bibliothek war. Die dunkelrothen Vorhänge waren noch nicht über die Fenster gezogen, so konnte Arthur beim Vorüber-

gehen das Innere überblicken; er sah seinen Vater beim Feuer sitzen, ein Zeitungsblatt neben ihm auf der Erde.

In einer so friedlichen Stadt als Shornkliffe, lag keine Nothwendigkeit vor, die Thüre gegen Diebe und Vagabonden zu verriegeln. Arthur trat unaufgehalten in die Vorhalle; und da des Vaters Wohnzimmer vollends halb offen stand, hörte dieser den Schritt seines Sohnes.

„Bist Du es, Arthur?" fragte er.

„Ja, Vater," erwiderte der junge Mann eintretend.

„Ich habe sehr im Besondern mit Dir zu reden; aber ich fürchte, diese Maudesleyer Hochzeit hat Dir alles ernsthaft Geschäftliche aus den Gedanken gebracht."

„Welch' ernstes Geschäft, Vater?"

„Hast Du das Anerbieten Harristones vergessen?"

„Die angebotene Stelle in Indien? O nein, Vater, ich vergaß sie nicht, nur —"

„Nur was?"

„Ich war nicht im Stande, mich zu entscheiden."

Indem er sprach, dachte er an Laura Dunbar, doch nein, sie war jetzt Laura Jocelyn. Es war für den Jüngling ein stechender Schmerz, sie bei diesem Namen zu nennen. Wäre es nicht besser für ihn, fortzugehen — unermeßliche Entfernungen zwischen sich und die Frau zu legen, die er so heiß geliebt? Wäre es nicht weiser? Und doch, wendete er damit nicht einem andern Glück den Rücken. Wie, wenn ein anderer Stern, als der eben in Dunkelheit untergegangen, am grauen Zukunftshimmel fernschimmernd aufstiege?

„Es liegt kein Grund vor, mich eilig zu entscheiden," sagte er jetzt. „Lord Harristone gab mir dazu die Frist eines Jahres."

„Das that er," antwortete John Lowell, „aber die Hälfte der Zeit ist verstrichen, und ich erhielt eben mit der Nachmittagspost ein Schreiben von dem Lord. Er will Deine Entscheidung augenblicklich; denn einer seiner nahen Angehörigen bittet ihn um die Stelle. Er hält an seinem Versprechen, und giebt Dir den Vorzug; aber Du mußt nun sogleich mit Dir einig werden."

„Wünschest Du, daß ich nach Indien gehe? Vater?"

„Ob ich es wünsche! Natürlich nicht, mein lieber Sohn, — wenn Dein eigener Ehrgeiz Dich nicht hinführt. Bedenke, daß Du mein einziges Kind bist. Du hast keine Ursache, diesen Ort zu verlassen, denn Du hast eine gute Praxis und ein anständiges Vermögen. Ich hielt Dich für ehrgeizig, und Shornkliffe ist eine zu enge Sphäre für Dich, sonst würde ich den Gedanken an diese indische Carriere nicht haben aufkommen lassen."

„Und es wird Dir nicht unlieb sein, wenn ich in England bleibe?"

„Unlieb! Nein, wahrlich nicht; ich werde sehr erfreut sein. Meinst Du, wenn ein Mann einen einzigen Sohn, einen schönen, klugen, edeldenkenden Jungen hat, dessen Gegenwart wie Sonnenlicht des alten Vaters dunkles, altes Haus erhellt; — meinst Du, er könne ihn gern los sein wollen? Wenn Du das denkst, hast Du eine geringe Vorstellung von der Elternliebe."

„Dann lehne ich das Anerbieten ab, Vater!"

„Gott segne Dich, mein Junge!"

Der Brief an Lord Harristone wurde noch diesen Abend geschrieben; Arthur Lowell resignirte auf

eine weite Zukunft und entschied sich für fortdauerndes Bleiben in dieser kleinen Stadt, in deren Nähe die Thürme von Jocelyn-Fels sich krönend auf dem Avonumrauschten Bergesgipfel erhoben.

Herr Dunbar hatte alle nöthigen Anordnungen für den Empfang seines schmutzigen Freundes getroffen; und dieser wurde sogleich in ein Zimmer geführt, wo der Banquier noch bei Tische saß. Der Eintretende, dessen Auge noch eben durch eine schwarze, nebelige Nacht, durch blätterlose Alleen, deren Baumstämme riesig unklar sich abzeichneten, seinen Weg gesucht, stand wie geblendet vor dem warmen heitern Luxus dieses hellen Gemaches. Der Mann war jetzt ein Vagabonde; aber er hatte das Leben als Gentleman begonnen; über eine Wüste von vierzig schlecht verbrachten Jahren hinweg, erinnerte er sich eines Zimmers wie dieses; sah er beim Schein der Lampe den alten Vater lesend, — die edle matronenhafte Mutter über die Arbeit geneigt; zwei schöne Mädchengesichter im Jugendglanz. Er sah auch einen gähnenden, eben von der Universität heimgekehrten

Burschen, der von den einfach-schuldlosen Freuden des Vaterhauses, von der Gesellschaft der Schwestern, der Liebe der Mutter zu Tode gelangweilt schien, und der sich offenbar nach den lärmenden Orgien der Universitätsstadt, nach Kartenspiel und Preisfechten, und allen den extravaganten Lüderlichkeiten eines Kreises, dessen Tonangeber er war, zurücksehnte.

Der Major seufzte tief auf, wie er so um sich blickte, aber der schwermüthige Schatten auf seinen Zügen wich vor einem gehässigen Lächeln, als er von den Teppichen und reichen Faltenwürfen, von den Vergoldungen und chinesischen Vasen, deren Inhalt die Luft mit Jasmin- und Mandelduft süß erfüllte, das Auge auf Dunbar gleiten ließ.

„Es ist komfortable," sagte er; „um wenig zu sagen, es ist komfortabel, und mit einer halben Million, oder so etwas in der Bank, oder was besser ist, in seiner eigenen Bank, kann man nicht übel daran sein, wie? Herr Dunbar?"

„Setzen Sie sich, und nehmen Sie diese Schnepfe," antwortete der Banquier. „Ich werde dann mit Ihnen reden."

Der Major gehorchte dem Freunde; er wand drei bis vier Ellen schmutzigen Wollenstoffes von seiner höckerigen Gurgel, schlug den Pelzkragen nieder, zog den Stuhl dicht an den Tisch und begann mit aufgestutzten Ellenbogen das Geschäft. Er war schnell mit ein Paar Vögeln und einer Flasche funkelnden Mosel's fertig."

Als der Tisch abgeräumt war und die Beiden allein blieben, streckte der Major die langen Beine weit aus über den Teppich, versenkte die Hände in die Hosentaschen und pfiff zufrieden vor sich hin.

„Und nun," sagte Dunbar, sein Glas aus der sternfunkelnden Krystallflasche mit Klaret füllend, „was haben Sie mir zu sagen, Stephan Vallance, oder Major Vernon, oder mit welch' lächerlichem Namen sonst Sie sich zu nennen belieben, was haben Sie mir zu sagen?"

„Das sollen Sie in wenig Worten hören, antwortete der Major gelassen. „Ich wünsche mit Ihnen über den Mann zu sprechen, der vor einigen Monaten in Winchester ermordet wurde."

Des Banquiers Hand verlor ihre Festigkeit, der Hals der Krystallkanne schlug gegen den dünnen Rand des Glases, daß es in Scherben zerfiel.

„Sie verschütten ihren Wein," sagte Major Vernon. „Es thut mir herzlich leid, daß Sie keine besseren Nerven haben."

Als der Major in dieser Nacht seinen Freund verließ, trug er ein halbes Dutzend Anweisungen von verschiedenem Betrage mit sich, die zusammen zweitausend Pfund ausmachten, uud die aus der Privatkasse, welche der Banquier im Hause Dunbar und Balderby für sich hielt, eingelöst werden sollten. Es war nach Mitternacht, als Beide durch die Halle hinaus auf die Fliesen unter das gothische Portal traten; der Regen hatte nachgelassen, doch war es sehr dunkel und der Nordostwind knarrte in den entblätterten Aesten der riesigen Eichen und Ulmen.

„Werden Sie jene Wechsel selbst präsentiren?" fragte Dunbar, als sie im Begriff zu scheiden waren.

„Ja, ich denke so."

„Dann kleiden Sie sich vorher doch anständig," sagte der Banquier; „man würde sich in der St. Gundolph-Straße wundern, was wir Beide mit einander zu schaffen haben könnten, wenn Sie sich in diesem Aufzuge vorstellen."

„Mein Freund ist stolz," rief der Major mit

ironisch-tragischem Pathos; er ist stolz, und verachtet seinen demüthigen Genossen."

„Gute Nacht," sagte Dunbar eilig, — „es ist Zwölf vorbei, und ich bin müde."

„Sicherlich, Sie sind müde. — Schlafen Sie — schlafen Sie gut?" fragte der Major in schauerlichem Geflüster; und jetzt war keine parodirte Feierlichkeit in seinem Ton.

Der Banquier wendete sich mit einem gemurmelten Fluche ab. Das Licht einer von der gewölbten Decke des Porticus herabhängenden Lampe fiel auf Beider Gesicht. Henry Dunbar's Züge lagen in schwarzen Falten, und gewährten durchaus keinen wohlthätigen Anblick; wogegen die grinsenden, zu bösem Lächeln verzerrten Züge, die glitzerigen schwarzen Augen des Majors das Gesicht des vollendetsten Mephistopheles wiedergaben.

„Gute Nacht," wiederholte der Banquier, dem Kumpan den Rücken kehrend, um in's Haus zu treten.

Major Vernon legte die Knochenfinger auf des Anderen Schulter und hinderte ihn so, die Schwelle zu überschreiten.

„Sie gaben mir zwei Tausend," sagte er, „das ist für's Auslaufen genug; aber ich bin ein alter Mann, bin des Landstreichens müde, und denke nun wie ein Gentleman zu leben; — nicht wie Sie natürlich; davon ist nicht die Rede; es hat nicht Jeder das Glück, ein Millionair wie Henry Dunbar zu sein. Aber ich muß auf meinem Tisch eine Flasche Klaret, auf dem Rücken einen guten Rock und in der Tasche allezeit eine Fünf-Pfund-Note haben. Sie werden das für mich thun, nicht wahr, alter Junge?"

„Weigere ich es denn?" fragte Dunbar ungeduldig. „Ich sollte meinen, was Sie eben einsteckten ist ein guter Anfang."

„Alter Freund, es ist ein unerhörter Anfang!" rief Major Vernon, „ein fürstlicher Anfang; ein Napoleonischer Anfang. Aber diese zwei Tausend sollen doch nicht Anfang, Mitte und Ende sein? Sie wollen den schlauen Pfiff nicht ausführen?"

„Was meinen Sie?"

„Sie wollen nicht 'avon gehen? Sie werden nicht dem Glanz und der Eitelkeit dieser verderbten Welt entsagen mögen, und eine Expedition über den

Heringsteich unternehmen? — Wie? o Freund meiner Seele!"

„Warum sollte ich fliehen?" fragte Dunbar hart.

„Das ist dasselbe, was ich sage, alter Bursche. Warum sollten Sie? Ein vernünftiger Mann läuft von einer halben Million, von weitem Grundbesitz und schönen Häusern nicht fort. Aber als Sie nach dem Essen jenes Glas zerbrachen, fiel es mir auf, daß Sie — darf ich es sagen — daß Sie etwas nervös seien! Nervöse Menschen begehen allerlei Unüberlegtheiten. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nicht durchgehen werden, dann bin ich zufrieden."

„Ich versichere Sie, ich denke nicht daran," sagte Dunbar mit wachsender Ungeduld. „Genügt Ihnen das?"

„Das genügt, alter Junge; Ihre Hand darauf." Wie kalt sie ist. Denken Sie an sich; und nochmals — gute Nacht."

„Sie gehen nach London?"

„Ja, die Wechsel zu versilbern, und ein paar Geschäfte abzuwickeln."

Als der Tritt des Majors auf dem von frostigem Wind schnell getrockneten Kieswege dahinstarb, ver-

schloß Dunbar selbst die große Hausthür. Er hatte die Diener um Zehn zu Bett geschickt, so war Niemand da, der ihn aufwartend bewachte, als er sein Zimmer wieder aufsuchte.

Er saß noch ein Weilchen bei dem niedergebrannten Feuer — düster brütend — und den Burgunder aus einem Humpen trinkend. Dann ging er zu Bett, und die Nachtlampe schien auf ein verzerrtes Gesicht, dessen unheimliche Schatten nicht gänzlich von den Draperien über seinem Bette herrühren mochten.

Major Vernon ging schnell die zur Parkpforte führende Allee hinab.

„Zwei Tausend, — das ist komfortabel," sagte er sich, „sehr befriedigend für den ersten Ertrag der Goldgräberei! Aber ich erwarte, daß mein Kalifornien doch noch ein Theil mehr producirt haben wird, ehe wir den Schacht schließen und uns auf die Einkünfte unserer Spekulation zurückziehen. Ich denke, ich habe ihn sicher, — er wird nicht davonlaufen. Aber ich werde ihn dennoch bewachen. Das menschliche Auge ist eine weise Einrichtung, — ich werde meines für den Freund gebrauchen!"

Trotz einer sehr natürlichen Begier, diese langen,

mit Dunbar's geschätztem Namen unterzeichneten Papierstreifen in gelbe klingende Reichsmünze umzusetzen, eilte der Major doch nicht, Lisford zu verlassen.

Eine große Menge der guten Einwohner dieses Oertchens hatte den schäbigen Fremden in des großen Dunbar prächtiger Equipage neben demselben Platz nehmen sehen; dieses Faktum war, als der Hochzeitstag sich senkte, in Lisford und Umgegend völlig verbreitet, und der Major war demnach ein vielbedeutender Mann.

Sicherlich — er war schäbig; seine Stiefel waren geborsten, sein Pelzkragen räudig, wie ein französischer Pudel; der Hut blanker, als es im Interesse der Hutmacher liegen mochte; die knochigen Hände roth und unbedeckt, nur ein elender Fetzen von einem Handschuh baumelte zwischen seinen Fingern, als er die Straße hinabschlenderte.

Aber man hatte ihn in Dunbar's Wagen gesehen, und von dem Augenblick an umgab ihn ein romantisches Interesse. Er war ein herabgekommener Gentleman, der bessere Tage gekannt, oder er war vielleicht ein Sonderling, ein excentrisches Individuum,

der zerrissene Stiefeln und abgetragene Hüte zu eigenem Vergnügen trug.

So begegnete man ihm voller Achtung. Die Leute rückten vor ihm den Hut, und machten sich ein Vergnügen daraus, die Fragen zu beantworten, die er an sie zu richten beliebte. Der Banquier hatte ihm neben den Wechseln eine Hand voll Sovereigns zu sofortigem Gebrauch gegeben, und er konnte auf diese Weise das Beste, was die „Krone" zu bieten vermochte, konsumiren und freigebig bezahlen.

„Ich finde, daß die Luft von Warwick mir sehr gut bekommt," sagte er am zweiten Tage nach der Unterredung mit Dunbar zu seinem Wirth, als sie eben beim Frühstück saßen, „und wenn Sie in der Nachbarschaft ein nettes kleines Häuschen wüßten, das sich für einen einsamen alten Junggesellen mit hübschen Revenüen eignete, würde ich große Lust haben, es zu kaufen.

Der Wirth überlegte ein Weilchen, dann schnippte er wie triumphirend mit den Fingern.

„Ich weiß, was gerade für Sie passen wird," sagte er, — „gerade passen wird, als ob es für Sie bestimmt wäre. Es giebt am nächsten Donnerstag

eine Auktion, man wird, pünktlich elf Uhr, des alten Admiral Monders kleines Besitzthum versteigern. Woodbine's Villa wird es genannt; es ist der gemüthlichste, netteste kleine Wohnsitz, den Sie weit und breit finden dürften. Der alte Herr ist ohne Familie gestorben, sein Vermögen fällt an entfernte Verwandte, und diese wollen das Grundstück vermiethen und die Ausrüstung desselben verkäuflich überlassen. Aber ich sollte meinen," fügte der Wirth mit zweifelndem Blick auf seinen Gast hinzu, „die Geschichte werde an achthundert Pfund betragen und vielleicht wollen Sie so hoch nicht gehen?"

Der Major zog die Brauen mit verächtlicher Miene in die Höhe.

„Wenn mir das Haus gefällt," sagte er, „kommt es mir auf tausend Pfund nicht an. Heute ist es Sonnabend; — ich gehe morgen oder übermorgen in Geschäften nach London, und bin zum Auktionstermin wieder hier.

„Meine Frau und ich wollten auch hin," sagte der Wirth mit ungewohnter Ergebenheit, „und wenn es dem Herrn genehm wäre, würden wir ihn gern in dem vierräderigen Wagen mitnehmen. Woodbine's

Villa liegt etwa ein und eine halbe Meile von hier, und mehr als eine Meile von der Abtey. Es ist dort in des Admirals Nachlaß ein kupferner Kessel, den meine Frau gern erstehen möchte. Und übrigens, Herr, wenn Sie vorher ein Gebot machen wollten, wäre es auch möglich, daß man das Eigenthum auf privatem Wege losschlüge."

„Ich werde mir das überlegen," antwortete Major Vernon, „und einmal nach Shornkliffe hinüberschlendern und mit dem Auctionair Rücksprache nehmen. Grogson ist ja wohl sein Name?"

„Ja, Herr, Peter Grogson, ein sehr angesehener, wohlhabender Mann. Sein Büreau ist in der Hochstraße, die zweite Thür von dem Hause des Advokaten Lovell, und nur einige Schritt von der St. Gwendolinen Kirche."

Major Vernon ging von Lisford nach Shornkliffe. Er war ein tüchtiger Fußgänger und hatte sich diese Fertigkeit in jener elenden Zeit, als er so herabgekommen war, daß er kein Bahnbillet lösen, und die Laufereien von einem Rennplatze zum anderen nicht unterlassen mochte, angeeignet. Der Frost war eingetreten, — die Straßen trocken und hart, und

das Geräusch der Pferdehufe und Wagenräder — das Geläute der Viehglocken, das gelegentliche Bellen eines geschäftigen Schäferhundes, die sich anrufenden Stimmen der Arbeiter hallten lang und weit durch die klare, kalte Luft.

Das Städtchen war heut sehr still, nur an Markttagen kam Leben und Treiben in seine seltsamen alten Straßen, und Major Vernon fand für das Ausüben seines Geschäfts durchaus kein Hinderniß.

Er ging direkt zu Herrn Grogson, dem Auctionair, und erfuhr von diesem alles Nähere über den bevorstehenden Verkauf. Der Major bot für die Miethe einen honetten Preis und für das Mobiliar, wie es lag und stand, den abgeschätzten Werth."

„Alles, was ich brauche, ist ein comfortables, kleines Heim, in das ich ohne viele Umstände hineinkann," sagte der Major mit der Miene eines Weltmannes. „Ich liebe es, das Leben leicht zu nehmen. Wenn Sie mir als rechtlicher Mann bürgen, daß ich mit sieben- bis achthundert Pfund die Geschichte nicht zu theuer kaufe, bin ich bereit, das Geld sogleich auszuzahlen."

Sie redeten noch einiges hin und her, und dann

verpflichtete sich Herr Grogson, das Beste des Majors soweit zu vertreten, als dies mit dem Interesse der gegenwärtigen Besitzer nur immer vereinbar sei. Wenn des Majors schmutzige Erscheinung dem Auktionair einige Zweifel erregt hatte, so schlug sein Anerbieten, zweihundert Pfund sofort als Sicherheit zu deponiren, diese Bedenklichkeiten wieder nieder. Er mußte doch ein Mann von Vermögen, irgend ein verkehrter Geizhals sein, dachte er.

Der Major kehrte in seinen Gasthof zurück, nahm ein behagliches Diner ein, das er vor dem Ausgehen bestellt hatte, und machte nun Anstalten am folgenden Morgen nach London aufzubrechen. — Es war darüber zehn Uhr geworden, — doch, spät wie es war, ging er noch auf die Straße und in die Nacht hinaus. Er schlug den Weg nach Maudesley ein und schritt rüstig, des reichlich fallenden Schnees nicht achtend, der Abtey zu. Er war von Kopf bis Fuß mit Schnee bedeckt, als er an dem großen Portale angelangt, dessen gellende Klingel durch die schlafenden Räume schreien ließ, und er sah aus, als sei er eine von ihrem Piedestal herabgestiegene Statue, die in der Dunkelheit umher spukte.

Der Diener, welcher die Thür öffnete, gähnte dem Freunde seines Herrn unverholen in's Gesicht.

„Sagen Sie Herrn Dunbar, daß ich ihn auf ein paar Minuten zu sprechen wünsche," redete der Major den Diener an und wollte an diesem vorbei in die Halle treten.

„Herr Dunbar ist vor einer Stunde abgereist," antwortete der Diener mit äußerstem Hochmuth; „aber er ließ, im Falle Sie nach ihm fragten, eine Bestellung zurück. Die Zeit seiner Rückkehr sei ungewiß, und wenn Sie mit ihm zu verkehren hätten, möchten Sie warten, bis er wieder kommt."

Major Vernon schob den Diener bei Seite und schritt in die Halle; die Thüren waren geöffnet, er überzeugte sich, daß Dunbar's Gemächer dunkel und leer waren. Er konnte nicht zweifeln, der Banquier hatte ihn überlistet — für jetzt wenigstens. Aber was dachte er weiter zu thun? auf welches mysteriöse Unternehmen gründete sich diese Abreise! das war die Frage.

„Ich werde an Ihren Gebieter schreiben," sagte der Major nach einer Pause; „welches ist seine Adresse in London?"

„Herr Dunbar hat keine Adresse hinterlassen.“

„Hum! das schadet nichts. Ich kann meinen Brief an die Bank schicken. Gute Nacht.“

Major Vernon stapfte durch den Schnee von dannen.

Der Diener erwiderte nicht seinen verabschiedenden Gruß, sondern sah ihm nur einige Augenblicke nach und warf dann krachend die Thüre zu.

„Wenn das ein Pröbchen von den indischen Bekanntschaften ist, dann frage ich den Teufel nach dieser indischen und hündischen Gesellschaft; was kann man aber von solcher Nation erwarten, die den Gentleman, der hinter seines Brodherrn Stuhl bei Tische aufwartet, einen Katzenfresser nennt?“

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

durch Reflexionen oder Verstöße, nicht getrübt durch unwahre Charaktere. Zugleich versteht er auf den ersten Griff den Stoff richtig zu packen und leicht überwindet er alle Schwierigkeiten und Klippen. Die Darstellung ist fesselnd, die Schilderungen brillant, die Wiedergabe der Charaktere naiv und dem Volke entsprechend. Dies sind die Hauptvorzüge des bairischen Erzählers, die uns in allen seinen Werken begegnen und dieselben uns lieb und werth machen.

Die vorliegende Erzählung ist die Geschichte eines ramsauer Bauernsohns, der sich in eine der Dienstmägde seines Vaters verliebt hat und sie zum Weibe nehmen möchte. Allein der Alte stemmt sich mit aller Gewalt dagegen. Die weitere Entwickelung wird durch ein anderes weniger ideales Liebespaar und einen Maler herbeigeführt. Wir können hier nicht den ganzen Lauf der Erzählung verfolgen und halten uns nur an den Kern derselben. Der Bauernsohn wird des Mordes an einem Jäger verdächtig in das Gefängniß geworfen, während der Schuldige — ein wüster Wildschütz — noch einen zweiten Mord an dem Maler verübt. Seine Geliebte wird im Spätherbst von einer Lavine bedeckt und bei ihrem Begräbniß erwacht in ihm das Gewissen; er gesteht die Mordthat, der unschuldige Bauernsohn wird befreit und führt die geliebte Evi zum Altar.

Dies ist kurz der Inhalt. Mit besonderer Meisterschaft sind die Charaktere von Evi und Mentel, dem alten Bühelbauer und Cordula gezeichnet. Die Scenen auf der Alm, das Wiedersehen der Liebenden im Kerker sind Meisterstücke ihrer Art. Das Treiben der Wildschützen und Schmuggler, das im bairischen Hochlande noch fortwuchert, ist frisch und treffend nach dem Leben gezeichnet.



durch Reflexionen oder Verstöße, nicht getrübt durch unwahre Charaktere. Zugleich versteht er auf den ersten Griff den Stoff richtig zu packen und leicht überwindet er alle Schwierigkeiten und Klippen. Die Darstellung ist fesselnd, die Schilderungen brillant, die Wiedergabe der Charaktere naiv und dem Volke entsprechend. Dies sind die Hauptvorzüge des bairischen Erzählers, die uns in allen seinen Werken begegnen und dieselben uns lieb und werth machen.

Die vorliegende Erzählung ist die Geschichte eines ramsauer Bauernsohns, der sich in eine der Dienstmägde seines Vaters verliebt hat und sie zum Weibe nehmen möchte. Allein der Alte stemmt sich mit aller Gewalt dagegen. Die weitere Entwickelung wird durch ein anderes weniger ideales Liebespaar und einen Maler herbeigeführt. Wir können hier nicht den ganzen Lauf der Erzählung verfolgen und halten uns nur an den Kern derselben. Der Bauernsohn wird des Mordes an einem Jäger verdächtig in das Gefängniß geworfen, während der Schuldige — ein wüster Wildschütz — noch einen zweiten Mord an dem Maler verübt. Seine Geliebte wird im Spätherbst von einer Lavine bedeckt und bei ihrem Begräbniß erwacht in ihm das Gewissen; er gesteht die Mordthat, der unschuldige Bauernsohn wird befreit und führt die geliebte Evi zum Altar.

Dies ist kurz der Inhalt. Mit besonderer Meisterschaft sind die Charaktere von Evi und Mentel, dem alten Bühelbauer und Cordula gezeichnet. Die Scenen auf der Alm, das Wiedersehen der Liebenden im Kerker sind Meisterstücke ihrer Art. Das Treiben der Wildschützen und Schmuggler, das im bairischen Hochlande noch fortwuchert, ist frisch und treffend nach dem Leben gezeichnet.